

**Was tun wir uns  
an?**

**Was tue ich mir an?**  
**Was tust du dir an?**  
**Was tut sie sich an?**  
**Was tut er sich an?**  
**Was tun wir uns an?**

## **Die Muse**

Als würde sie das von einem Baum  
heruntergefallene Blatt aus ihren Haaren  
entfernen, griff sie nach ihrem rechten Ohr  
und reichte es mir auf der Hand. Ich leihe  
es Dir, sagte sie, trage Sorge dazu, stecke  
es nicht in die falsche Tasche!

Es war ein schönes Ohr. Ich legte es auf  
einen Silberteller, nahm das lederne  
Zaumzeug vom Haken an der Wand und  
antwortete: Ich bedanke mich, ich werde  
meine Rede zügeln.  
Die Rede wieherte.

## Absprache

*Wie man vorzugehen gedenkt.*

Es geht um sprachliches Wohlbefinden. Stellvertretend geht es um mein sprachliches Wohlbefinden hier und jetzt. Es geht auch um die Mitverantwortung eines Autors, der mit Sprache arbeitet, an einer bestimmten Sprachsituation.

Ich will meine Gedanken zu der besonderen Situation eines Autors in der Schweiz ordnen. Ich will daraus die richtigen Schlüsse ziehen.

Dabei will ich behutsam vorgehen. Langsam. Denn gerne gehört habe ich neulich dies: *Chi va piano va sano e lontano*. Wörtlich übersetzt: Wer langsam geht, geht gesund und weit. Ich will nichts voraussetzen. Ich will Begriffe klären. Ich will nicht polemisieren. Jenes Motto, das mich seit einiger Zeit begleitet und das ich Marc Aurel verdanke, soll auch über dieser Arbeit stehen: Einfachheit und Wohlwollen.

Und ich will diese Arbeit Michel Butor widmen. Denn von ihm bleibt mir ein Vortrag in Erinnerung, den er anscheinend aus dem Stegreif gehalten hat, dessen Vollendung in Form und Struktur mich aber derart beeindruckten, dass er mir als Vorbild dienen soll. Der Zuhörer wusste jederzeit ganz genau, wovon Michel Butor gerade sprach. Sinn und Zweck der Ausführungen waren jederzeit so klar und einsehbar, dass das Zuhören eine helle Freude war.

Langsam und behutsam soll vorgegangen werden, damit auch wirklich die richtigen und wichtigen Fragen gestellt werden, denn gerade in dieser Sache ist jeder und jede ein Experte oder eine Expertin, ohne sehr viel darüber nachgedacht zu haben. Des Weiteren sollen die Relationen gewahrt werden. Es geht nicht um Leben und Tod. Kurz: Anstatt Verbissenheit freies Spiel! Anstatt Rechthaberei Diskussion! Anstatt Groll Humor! Anstatt Scheuklappen Neugier! Anstatt Besitzstandwahrung Abenteuerlust!

Und ohne etwas Abenteuerlust wird es wirklich nicht gehen, denn die Reise wird durch schwieriges, sogar vermintes Gelände führen.

Wissen wir doch, dass Deutsch zwar Deutsch ist, dass es da aber auch Hochdeutsch gibt und auch noch Schweizer Hochdeutsch,

und Schuldeutsch und Einfachdeutsch und gutes Deutsch und besseres Deutsch und Schönddeutsch und Galaddeutsch und Hauchdeutsch und Schriftdeutsch und Bühnendeutsch und Standarddeutsch und Frühdeutsch und Neudeutsch und Immigrantendeutsch und Secondodeutsch und Beamtendeutsch und Mordiodeutsch und Verkehrsdeutsch und Schulmeisterdeutsch und Redaktorendeutsch und Bauerndeutsch und dann auch noch dieses Schweizerdeutsch, von dem so viele reden, dessen Haupteigenschaft aber darin besteht, dass es nicht existiert.

Ein bisschen mehr Klarheit wäre schön.

Auch wenn Klarheit immer nur ein Traum sein kann.

Aber wenigstens die grösstmögliche Klarheit, die kann erarbeitet werden. Sie herrscht dann, wenn Vermischtes getrennt und Dunkles erhellt wird, wenn die Karten auf dem Tisch liegen. Dem ist nur noch beizufügen, worum es hier nicht geht: Hier wird kein Wandel beweint und kein Verlust beklagt. Hier wird auch kein Versuch unternommen, eine Sprache zu retten oder sie in einem gewissen Zustand als repräsentativ zu erklären und festzuschreiben. Lebendige Sprachen verändern sich, passen sich an. Verschwindet ein Berufszweig, gehen Wörter verloren, entwickelt sich eine neue Technologie, werden neue geboren. Immigranten und Emigrantinnen bringen neue Sprachen, die sich mit den vorhandenen vermischen können. Mobilität sorgt für Angleichungen. Abgrenzungsbedürfnisse einzelner gesellschaftlicher Gruppen sorgen für sprachliche Abweichungen. Sprachen leben und sterben. Nichts Neues unter der Sonne. Hier geht es nicht um die Sprachen an sich, hier geht es um das Verhältnis von uns Sprechenden zu unseren Sprachen. Es geht auch nicht um die Mundart. Es geht um die Mänder.

## Sprache

*Ein Blick auf den Kompass und schlagen wir die ersten Pflöcke ein im weiten Feld.*

Die Worte, die ich hier verwende, die ich hier auf dieser Zeile nach bestimmten Regeln aufschreibe und nach einem bestimmten System zu Aussagen ordne, gehören zusammen mit diesen Regeln und diesem Ordnungssystem zur deutschen Sprache. Da besteht kein Zweifel. Aber schreibe ich hier auf Hochdeutsch oder Schriftdeutsch oder Standarddeutsch? Fest steht: Es handelt sich um eine Sprachvariante, eine Varietät der Deutschen Sprache, die ich als Schriftdeutsch gelernt habe, als mir in der Schule Lesen und Schreiben beigebracht wurden. Wenn ich mich richtig erinnere, geschah dies mit sehr viel Sachverstand und sehr viel liebevollem Aufwand. Buchstaben mit ihren entsprechenden Lauten wurden uns mit Zeichnungen vermittelt, so war ein H ein Haus und ein liegendes B ein Bett mit einem gerundeten Kissen und einem gerundeten Duvet oder Federbett und ich erinnere mich, wie fröhlich unsere Kinderstimmen das Schulzimmer füllten, wenn wir im Chor wetteiferten, möglichst richtig nachzusprechen, was uns die Lehrerin jeweils geduldig mit wild turnendem Mund überartikuliert vorgesprochen hatte. Zeugnisse gab es natürlich auch. Je eine Note von Eins bis Sechs für Sprache schriftlich und eine für Sprache mündlich. Vermutlich hatte ich diese Sprache schon vorher am Rande meines Sprachalltages kennengelernt. Vielleicht wurde mir vorgelesen, vielleicht hörte ich sie, wenn meine Eltern das Radio einschalteten. Möglicherweise sang ich in dieser Sprache auch Kinderlieder, hatte bestimmt solche gehört. Möglicherweise beherrschte ich ein paar Floskeln aus den Kinderspielen auf der Strasse. Ein paar Wendungen, welche die Kleineren den Grösseren abgelauscht haben. Vielleicht: *Hände hoch?* Vielleicht noch ein paar andere, aus der Militärsprache für die Kriegsspiele der Knaben übernommene Befehle, denn das Militär war für uns Kinder mit Vätern, die über Jahre, wie man sagt, in der Miliz „Dienst taten“, die immerzu einrücken, Inspektionen über sich ergehen lassen und an den Sonntagen Schiessprogramme

absolvieren mussten, sehr präsent und anziehend und die Sprache des Militärs war diese Art Deutsch. Dieses Deutsch wurde jedoch nicht gesprochen, dieses Deutsch wurde geschrien. Das wussten wir von unseren Vätern und das beobachteten wir selbst auf dem Kasernenhof. Deshalb schrien auch wir: *Vorwärts marsch!* und *Achtung steht!*

Bemerkenswert ist, dass ich mich an keine eigentlichen Unangenehmlichkeiten erinnere. Der Erwerb dieser Sprache muss ziemlich problemlos und ohne grossen Aufwand verlaufen sein. Mit ihrer zunehmenden Verwendung in der Schule und mit der daraufhin entstehenden Fähigkeit, Kinderbücher und illustrierte Zeitschriften nicht nur anzuschauen, sondern selbst lesen zu können, verfestigte sie sich sehr schnell und eröffnete Welten.

Aber ich habe auch vage Erinnerungen an erste Kontakte mit Menschen, die ausschliesslich und wirklich und von Geburt an jene Sprache sprachen, die man Schriftdeutsch oder Hochdeutsch nannte. Es waren die ersten Deutschen, die ich kennenlernte und sie kamen mir sicher nicht fremder vor, aber auch nicht weniger fremd als die Gastarbeiter aus Italien und aus Spanien, die in der Metzgerei meiner Eltern arbeiteten und bei uns im Haus wohnten und beim Essen mit uns am grossen Küchentisch sassen. Sonnenklar war aber schon damals, dass Deutsche ihr Deutsch mit einer ganz anderen Haltung sprachen und dass ihre Sprache auch in Ton und Temperament nicht identisch war mit der Sprache, welche von meinen Lehrerinnen und Lehrern uns in der Schule vorgesprochen wurde.

Vor dieser Sprache, in welcher ich lesen und schreiben lernte, gab es aber meine eigentliche erste Sprache. Nennen wir sie Muttersprache. Meine Mutter stammte aus St. Gallen und sprach dieses exotische St. Gallerdeutsch, das mindestens meinen Vater so sehr beeindruckt hatte, dass er, wie er behauptete, schon allein deswegen an unserer Mutter den Narren gefressen hätte. Dass St. Gallerisch damals in Bern belächelt worden wäre, wie das heute passieren kann, ist mir nicht in Erinnerung. Ich erinnere mich aber genau, dass dagegen bei Aufenthalt in St. Gallen meine Sprache sehr wohl belächelt, sogar verspottet wurde. Ah, ein Berner! Dann wurde irgendein alter Witz über die langsamen Berner und über ihre plumpe Sprache zum Besten gegeben, meist zwar gutmütig, aber nicht zu meiner Freude. Daraus geht hervor, dass ich nicht die Sprache meiner Mutter

sprach. Meine Muttersprache war jene Sprache, von der ich in der Familie und über diese hinaus auf der Gasse und in der Schule in Bern mehrheitlich umgeben war und die ich dort im alltäglichen Umgang zu gebrauchen lernte.

Eine Besonderheit unserer Situation besteht also darin, dass wir zwei Sprachen zur Verfügung haben, die wir beide je nach privaten und beruflichen Umständen mehr oder weniger häufig anwenden. Ein an sich wohl bekannter und banaler Befund, würde die Wahrung des Gleichgewichtes der beiden Sprachen, welches auch noch innerhalb eines offiziell mehrsprachigen Landes bewahrt werden muss, nicht laufend in Frage gestellt, denn in Ermangelung jeglicher gesetzlicher Grundlage, ist dieses Gleichgewicht unterschiedlichen, meist schnell wechselnden Zielen und Interessen ausgesetzt und kann mehr oder weniger willkürlich verschoben werden. Problematisch dabei ist die Tatsache, dass die eine Sprache, und zwar diejenige, die mehrheitlich gesprochen wird und dadurch im Zentrum unserer Kultur steht, offiziell gar nicht existiert.

Es geht hier aber entschieden nicht um eine Sprache in zwei Formen. Die Wissenschaft mag dazu ihre Vorstellungen haben und ihre Fachbegriffe entwickeln, in der Praxis, das heisst, im Alltag der zwischenmenschlichen Verständigung, geht es um zwei Sprachen. Sogar um zwei klar unterscheidbare Sprachen. Auch wenn wir die eine mit den gängigen, jedoch wenig zweckdienlichen Begriffen wie Mundart oder Dialekt bezeichnen und damit der anderen unterordnen wollen, bleibt in der Praxis die Tatsache bestehen: Es sind zwei Sprachen! Spreche ich die eine, kann es vorkommen, dass mich jemand nicht versteht, obschon er oder sie deutschsprachig ist. Da ich ihn oder sie aber verstehe, spreche ich zwei Sprachen und er oder sie nur eine davon.

Ebenso sicher ist, dass auch diese beiden Sprachen, wie alle Sprachen, an sich gleichwertig sind. Menschen können bekanntlich nicht wählen, in welche Sprache sie hineingeboren werden. Die Sprache der einen über die Sprache der andern zu stellen, macht also keinen Sinn.

Ungeklärt ist dagegen, wie man diese Sprachen richtig bezeichnet. Überhaupt erweist sich der Versuch, die vorherrschende Sprachsituation mit den gängigen Begriffen angemessen zu definieren als Knacknuss.



Es gibt in der sogenannten „Deutschsprachigen Schweiz“ Menschen, die nur die eine von beiden Sprachen sprechen. Es gibt aus Deutschland oder Österreich stammende Mitbürger und Mitbürgerinnen, die ausschliesslich die von ihnen mitgebrachte Sprache benutzen und es gibt andererseits Menschen, welche diese, ihrer Schriftsprache entsprechende Variante im Alltag nur in den Medien hören oder lesen, also lediglich passiv verwenden. Letzteren abzusprechen, sie würden eine vollwertige eigene Sprache besitzen wäre absurd. Ebenso absurd ist aber bei Lichte betrachtet die Bezeichnung *deutschsprachige Schweiz*, weil dieser Begriff zwei so unterschiedliche Gruppen nicht zu unterscheiden weiss, insbesondere die Tatsache nicht berücksichtigt, dass innerhalb dieser sogenannten deutschsprachigen Schweiz das gegenseitige Verständnis nicht selbstverständlich gewährleistet ist. Spricht man beispielsweise von der anglo-sächsischen Welt, darf vorausgesetzt werden, dass man sich innerhalb dieser auch gegenseitig versteht, wenn auch abgesehen von einigen marginalen Ausnahmen. Hier herrscht offensichtlich ein erster Begriffsnotstand, auf welchen auch jenes immer wiederkehrende Missverständnis zurückzuführen ist, dass in Deutschland oder in Österreich meine gesprochene Schriftsprache mangels adäquater Bezeichnung für meine eigentliche Sprache gehalten wird.

Als ich einmal nach einer Lesung in Hamburg mit einer Dame ins Gespräch kam und sagte, dass ich manchmal auch auf Berndeutsch schreibe, weil ich ja eigentlich Berndeutsch sprechen würde, sagte sie, sie hätte gedacht, das was ich jetzt sprechen würde, sei Berndeutsch. Und als ich sagte, nein, das sei unser Hochdeutsch, meinte sie: Ach Hochdeutsch nennen Sie das also!

Keine weltbewegende, aber eine offensichtlich vielen vertraute und sehr aufschlussreiche Erfahrung, die zeigt, dass ich, auch wenn ich mich in Hamburg höflich um einen möglichst angemessenen Ausdruck bemühe, offensichtlich noch immer so andersartig klinge, dass meine Ausdruckweise eine angemessene, sie von dem lokalen Hochdeutsch unterscheidende Bezeichnung rechtfertigen würde. Aber es gibt keine. Und weil es keine gibt, wird meine, sagen wir helvetisch eingefärbte Variante fälschlicherweise für jenes Schweizerdeutsch gehalten, welches jedoch als gesprochene Sprache nicht existiert, denn der Begriff Schweizerdeutsch ist

nun einmal lediglich ein Sammelbegriff für die verschiedenen, in der Schweiz gesprochenen Lokalsprachen.

So ergibt sich also ein schönes Paradox: Ja ich spreche Deutsch und nein ich spreche nicht Deutsch, denn wenn ich Deutsch spreche, verstehen mich nicht alle, die Deutsch sprechen.

## **Fremdsprache**

*Gesucht: Der unvoreingenommene Blick auf Verwirrungen, Irrungen und Tabus.*

Auf einen zweiten Begriffsnotstand verweist die Tatsache, dass man in der Schweiz die in der Schule gelernte Sprache, nennen wir hier das Kind bei seinem wenig geliebten Namen „Standardsprache“, als Fremdsprache empfinden kann und auch als solche bezeichnet. Und zwar entschieden, um einen modernen Begriff einmal umzudrehen, auch in bildungsnahen Kreisen.

Dass eine Sprache, die mit unserer Alltagssprache eng verwandt, vielfältig verbandelt und nicht aus unserem Leben wegzudenken ist, mit Fremdheit in Verbindung gebracht wird, kann nur bedeuten, dass es schlicht und einfach an einer besseren Bezeichnung fehlt. Und vermutlich fehlt es an dieser, weil die Sorge um das erwähnte prekäre Gleichgewicht der beiden Sprachen von den Experten und Expertinnen zu lange systematisch heruntergespielt oder einfach ignoriert worden ist, denn die Experten und Expertinnen vertreten in der Regel die Ansicht, unsere Muttersprache sei Deutsch in zwei Formen. Diese Haltung, die das weit verbreitete Empfinden, die sogenannte Standardsprache sei eine erlernte, also nicht wirklich die ureigene und deshalb eine Fremdsprache, einfach ignoriert, klärt leider rein nichts und bringt in der Praxis nur diejenigen weiter, die aus Bequemlichkeit bereit sind, dieses ebenso wacklige wie fragwürdige Konzept zu übernehmen.

Ein prominenter Vertreter dieser Ansicht war beispielsweise der sehr geschätzte Schriftsteller Hugo Lötscher. Allerdings erst in geläutertem Alter. In jüngeren Jahren hätte er sich vermutlich sogar von dieser Deutsch-in-zwei-Formen-Regelung distanziert, denn wie viele andere Schreibende seiner Generation mit ihm, sprach er der Alltagssprache jegliche Bedeutung und jegliches Potential für literarisches Schaffen ab und hatte damit schlicht nichts zu tun. Er war auch sehr darauf erpicht, in seinem Werk keine Helvetismen zu dulden. Das schien man damals und scheint man heute deutschen Verlagen schuldig zu sein. Erst in schon reiferen Jahren räumte Hugo Lötscher in einem Artikel

zum Thema einmal ein, wir seien zweisprachig innerhalb der eigenen Sprache. Immerhin.

Ich erinnere mich an eine Lesung Anfang der 80-Jahre in einer mittlerweile verschwundenen Buchhandlung, bei welcher er auch in der anschliessenden Diskussion nicht zur Umgangssprache überging. Ich erwähne diese Situation, weil ich damals nach mehreren Jahren im Ausland sehr wohl herausgefunden hatte, welches meine wirkliche Muttersprache ist und ich bei meinem kurzen Besuch in Bern hungrig war, meine eigentliche Sprache zu hören und zu sprechen. Als ich hörte, mit welcher ausgeprägten Befangenheit zwar alle, ausser dem geladenen Autor, die andere Sprache benützten, aber unbedingt daran festhielten, aller Künstlichkeit, aller Aufgesetztheit zum Trotz, traute ich erst meinen Ohren nicht und war danach zutiefst enttäuscht. Es war schrecklich. Es war nicht etwa fehlerhaftes Deutsch, das mich störte, nein, gesprochen wurde überkorrekt, aber ohne dass ich darauf vorbereitet gewesen wäre, wurde ich mit dem offensichtlich noch immer vorhandenen Hang zur freiwilligen Selbstbeschränkung konfrontiert, an welchem ich als Jugendlicher gelitten hatte und den ich irrtümlicherweise für überwunden hielt. In meinen Jahren unter selbstbewussten Nord-Amerikanern hatte ich die Existenz dieser Verhaltensweise völlig vergessen und deren Ausübung verlernt. Ich fühlte mich auch unwohl und unfrei, bereute es sogar, mich dieser Zwangssituation ausgesetzt zu haben. Das war nicht, was ich mir für diesen Abend erhofft hatte. Mit dem vorgelesenen literarischen Text an sich hatte ich überhaupt kein Problem, im Gegenteil, aber angereist aus Übersee, endlich wieder einmal in meinem angestammten Sprachgebiet, kam mir dieses verhaltene, überkontrollierte standarddeutsche Gespräch so unangebracht vor, dass ich mich zu der Vermessenheit verstieg, eine diesbezügliche, in eine Frage verpackte Kritik zu äussern. Der Meister antwortete mir sehr freundlich mit der oft gehörten Erklärung, auf die noch zurückzukommen ist, es befänden sich möglicherweise Leute im Raum, die unserer Mundart nicht mächtig wären. Vom anwesenden Publikum erntete ich denn auch etliche, sehr herablassende, mitleidige, sogar erboste Seitenblicke. Nur eine junge Frau, ich erkannte sie als die Postangestellte, der ich in jenen Tagen am Schalter mehrmals begegnet war, signalisierte sehr zurückhaltendes, aber doch freudiges Einverständnis.

Wenn ich mich heute in ähnlichen Zwangssituationen wiederfinde, was leider oft genug vorkommt, sind nicht selten Leute dafür verantwortlich, die ihre eigene Sprachkompetenz in der Standardsprache so gewaltig überschätzen, dass sie geradezu erpicht darauf sind, diese vorzuführen. Eine allen bestens vertraute Situation.

Bestens bekannt sind auch jene öffentlichen Anlässe, seien sie kultureller oder politischer Natur, bei welchen die Sprecher und Sprecherinnen aus Anstand oder auf Befehl, unfreiwillig darauf verzichten, so zu reden wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Gestandene Männer und tüchtige Frauen, Männer und Frauen, die sich sonst mit Charme und Hingabe untereinander austauschen können, die sonst durchaus fähig sind, verschmitzt und witzig mit Worten zu spielen, die mit Ironie umgehen können als wäre dies ein Teil ihrer Natur, stehen dann plötzlich da wie der Ochs am Hag. Das eben vorher noch strahlende, lebendige Auge fixiert sich auf einen fernen Punkt, durch die ganze Schulterpartie geht ein Ruck, der Hals wird länger, streckt sich, als müsste das gute Deutsch mit besonders erhobenem Kopf gesprochen werden und plötzlich friert nicht nur die Mimik ein, auch die Gestik wird um- oder ausgeschaltet.

Oft wird erst mal leer geschluckt, dann ein zweites Mal, nicht selten schießt ihnen das Blut in den Kopf und noch bevor sie mühevoll, als schmerzte sie allein schon das Öffnen des Mundes gar unerträglich, etwas zu stammeln beginnen und zur erst besten Worthülse oder Sprechformel greifen, die ihnen unter diesen Umständen einfällt, nesteln sie mit fahrigten Händen an ihren Manschetten, ziehen dann an ihrer schönen Krawatte oder glätten ihren ach so schönen Schal und fangen an zu schwitzen. Oft wagt man sich vor Mitleid kaum mehr zu atmen. Und wenn sie dann kommen, die sprachlichen Peinlichkeiten, wenn sich die Rede immer neu in langen Sätzen verliert, die noch fertig gemacht werden müssen, nachdem längst klar ist, dass sie besser gar nicht angefangen worden wären, dann drückt man sich immer noch tiefer in den Sitz, würde am liebsten verschwinden und fragt sich einmal mehr, warum wir uns das antun.

Solche Redner gibt es Land auf und Land ab. Diesen, in ihren Berufen durchaus kompetenten Menschen aber zu unterstellen, dieses persönlichkeitsentstellende Stammeln und Radebrechen

habe etwas mit einer Form von Muttersprache zu tun, ist unfair und tut ihnen Unrecht.

Es kann nicht die Lösung sein, dass erwachsene Menschen, freiwillig auf ihre kulturell verankerte Souveränität verzichten und sich ausgerechnet in der Öffentlichkeit auf das Glatteis ihrer Zweitsprache begeben, die sie sich überziehen wie eine Zwangsjacke und plötzlich wieder aussehen wie die Schüler, die sie einst waren und als welche sie in Prüfungen und Kommissionen zu leiden hatten.

Als geradezu klassische Beispiele eines doch nur sehr beschränkten muttersprachlichen Ausdruckes dürften die berühmten Neujahrsansprachen am Fernsehen von Bundespräsidenten und Bundespräsidentinnen gelten. Zumindest die Interventionen der nicht lateinischen Magistraten und Magistratinnen sind leider fast durchwegs der Inbegriff von sprachlichem Unwohlsein und sind in ihrem Mangel an sprachlicher Souveränität kaum zu übertreffen. Denn die uns führenden Köpfe der Politik, die manchmal als wahre Kommunikationsgenies bis tief hinein in die Bevölkerung beliebt sind, werden plötzlich zu sprechenden Robotern, weil sie eine Körpersprache benützen, die so hölzern und unbeholfen wirkt und so nicht zu ihren an sich sympathischen Absichten passt, dass man sich des Verdachtes nicht erwehren kann, hier wolle man von offizieller Seite sprachliches Unvermögen zum Standard erheben. Man mag hier auch die besondere Situation des Fernsehens als Erklärung anführen, ausschlaggebend bleibt aber die Wahl der Sprache.

Alles wovor sich der öffentlich sprechende Mensch hüten möchte, wird hier systematisch vorgemacht: Völlig unangebrachte emotionale Betonungen, als würden die eigenen Worte nicht verstanden oder aber eine geradezu pathologische Emotionslosigkeit. Textfernes beliebiges Nicken und willkürliches Bewegen der Hände zum Vortäuschen von in der eigentlichen Rede völlig abwesender Dynamik. Oder Hände und Arme bewegen sich so selbstständig, als wären sie ferngesteuert, absichtlich verzögert und absichtlich falsch koordiniert, wie es beim Sprechen einer Muttersprache, wirklich nicht vorkommen sollte. Dann die unterforderten Augen, die kreisen und kreisen, weil sie abgeschnitten sind von den Äusserungen, die sprachlich nicht wirklich von Herzen kommen, deshalb auch überhaupt nicht wie es normal wäre variiert werden, weder im Tempo, noch

in Ton und Rhythmus. Und im Gesicht dazu auch noch immer schlecht versteckt die an sich selbst gestellte Frage: Ist es schlimm, wie ich rede?

Natürlich sieht man einer Frau Leuthard an, dass sie schneller und schärfer denken kann, als sie hier spricht, und man fragt sich voller Befremden, warum sie es nicht tut. Warum fährt diese dynamische Frau ausgerechnet dann, wenn sie sich an die ganze Nation wendet, in ihrem unsportlichen Zweitwagen und erst noch im ersten Gang? Anstatt Selbstbewusstsein zu markieren, anstatt Stolz zu zeigen, anstatt lustvoll sprachlichen Überschwang zu zelebrieren, zeigt sie nur ein grenzenloses Kontrollbedürfnis, denn zu gross ist die Angst, in der angeblichen Muttersprache einen Fehler zu begehen. Absolut legendär ist diesbezüglich auch eine Neujahrsansprache von Altbundesrat Adolf Ogi. In seiner eigentlichen Muttersprache ist aber gerade dieser Mann im Element und heute ein sehr überzeugender Redner, der seine Anliegen, man mag sie teilen oder nicht, ohne jegliche Unbeholfenheit direkt und klar und mit absolut angemessener Mimik und Gestik erfolgreich zu vertreten weiss. Nichtsdestotrotz kann man sich aber in Situationen wiederfinden, in welchen Deutsch als Fremdsprache zu bezeichnen, als absolute Ungeheuerlichkeit empfunden wird. Und dies sogar von Leuten, bei welchen man sich fragt, wie sie bloss das Gegenteil behaupten können, untergehen doch auch sie, kaum öffnen sie den Mund, um das von ihnen als Muttersprache verstandene Standarddeutsch zu sprechen, einen Persönlichkeitswandel, der ihnen selten zum Vorteil gereicht. Nicht dass dieser Umstand gewertet werden soll, jede Person darf viele verschiedene Seiten besitzen, aber beim Sprechen der sogenannten Muttersprache sollte die eigene Persönlichkeit doch nicht schrumpfen wie ein Schneemann an der Sonne, auch nicht eingehen wie eine Socke in der Wäsche!

Um es in den Worten eines Leserbriefschreibers zu sagen: „Deutsch klingt oft sogar am Fremdesten in jener Mund, die es am lauthalsesten ihre Sprache nennen“.

## **Erster Zwischenhalt**

*Über dem sprachlichen Mittelland der Schweiz hängt zeitweise Nebel. Benützt werden hier mehrheitlich zwei Sprachen, deren Bezeichnungen unscharf sind und deren Verhältnis zueinander schwanken kann. Man spricht von Muttersprache, aber was ist darunter genau zu verstehen? Alltagssprache und Hochsprache oder Standardsprache werden in vielen Kreisen unterschiedlich gut beherrscht. Es gibt sogar Befangenheit und es gibt die verbreitete Haltung, bei der Standardsprache handle es sich um eine Fremdsprache. Es besteht tatsächlich eine eigenartige Situation: Während man von Leuten weiss, die der Ansicht sind, man sollte aufhören, von Deutsch als Fremdsprache zu sprechen, gibt es andere, die meinen, man sollte endlich damit anfangen.*

*Wie kommt das? Und wie kann in der Sprache grösseres Wohlbefinden erreicht werden? Welche Voraussetzungen muss eine Sprache erfüllen, damit man sich in ihr zuhause fühlt? Ungeklärt ist auch, ob die beiden Sprachen für meine persönlichen kommunikativen Bedürfnisse und für mein persönliches sprachliches Wohlbefinden die gleiche Bedeutung haben. Sind für mich beide gleich zentral und gleich lebensnotwendig?*

*Und noch etwas: Diskussionen über die Sprachsituation in der Schweiz enden oft, bevor sie überhaupt beginnen. Nicht selten mir der Frage: Wo ist das Problem?*

*Hier wird insistiert!*



## **Muttersprache**

*Dass alle Sprachen gleichwertig und dem Wasser sehr ähnlich sind.*

Die in der Schweiz diesseits der Sprachgrenzen im Alltag gesprochene Sprache, nennen wir sie hier Mundart, wird im Gegensatz zur Standardsprache oft als Sprache des Herzens bezeichnet. Immer wieder wird damit versucht, die Beliebtheit oder die offensichtlich als vorhanden gegebene Treue gegenüber der Mundart zu erklären. Man liebe die Mundart, weil sie uns nahe sei. Sie eigne sich besonders gut für die emotionalen Bereiche. Natürlich tut sie das, natürlich können unsere Mundarten familiär und privat wirken, natürlich können in Mundart persönliche Regungen besonders gut ausgedrückt werden, jedoch nicht auf Grund irgendeiner ihr vorbehaltenen Beschaffenheit. Mundarten sind nicht einfach auf Grund ihrer Struktur besser geeignet für dieses oder jenes, sondern sie erfüllen diese Bedürfnisse angemessener, weil wir sie im Blut haben, weil diese Mundarten unsere eigentlichen Sprachen sind. Ja, der Begriff ist durchaus angebracht: Es sind unsere Muttersprachen. Es sind unsere Muttersprachen und deshalb sind sie uns nah und vertraut, nicht weil es Mundarten sind. Weil wir sie nämlich am besten kennen, am längsten und häufigsten benützen und entsprechend am besten beherrschen. Wollte man die Beliebtheit der Mundarten mit einer ihnen eigenen Herzensnähe erklären, würde dies bedeuten, dass wir alle dank unserer Sprache fähig wären, uns familiär und emotional auszudrücken, was aber auch für viele Mundartsprechende überhaupt nicht zutrifft und es würde auch bedeuten, dass es Menschen, die ein relativ reines, sagen wir ein hohes Deutsch sprechen, nicht vergönnt wäre, für ihre intimen und persönlichen Gefühle eine Sprache zu haben. Es hiesse, beispielsweise den Norddeutschen zu unterstellen, sie könnten nicht mit dem Herzen sprechen, weil sie dazu leider keine Mundart zur Verfügung hätten. Man kann es wenden wie man will, einige wenige haben mehr als eine, aber die meisten Menschen haben eine Erst-und-Herzenssprache, nennen wir sie ruhig Muttersprache, die ihre eigentliche Sprache ist, mit der sie am intensivsten und

innigsten verwachsen sind und die deshalb ihre sprachliche Basis bildet, sozusagen der harte Kern ihrer Sprachkompetenz. Was man in dieser Sprache kann, das kann man sich bei Bedarf in jeder anderen Sprache auch aneignen. Ob es sich bei diesem sprachlichen Grundstock um einen Dialekt oder um eine anerkannte Sprache handelt, ist für die Betroffenen wiederum völlig unerheblich. Deshalb sei allen denjenigen, die mit Sprache an sich auch beruflich zu tun haben oder diesbezügliche Entscheidungen zu treffen haben, die Frage ans Herz gelegt, worauf es sich sicherer und solider das Haus einer neuen oder weiteren Sprache bauen liesse, wenn nicht darauf?

Es zeugt auch nicht von grosser Unvoreingenommenheit, wenn man sich, wie das gerne getan wird, über die verbreitete Vorliebe, die Lokalsprache zu sprechen, lustig macht. Diese Vorliebe ist nämlich nicht einfach ein spezifisch schweizerisches Bedürfnis nach Gemütlichkeit, sondern ein auf der ganzen Welt verbreitetes Verlangen, die eigene Sprache zu sprechen, mehr nicht. Aber dieses selbstverständliche Recht, sich in der Sprache wohl zu fühlen, gilt in der Schweiz komischerweise als suspekt. Das einzig besondere an unserer Situation ist also lediglich, dass es sich bei unserer Mutter-oder Erstsprache um eine Sprache handelt, die man als Mundart oder Dialekt bezeichnet und etliches das schief liegt in unserer Sprachlandschaft, liesse sich leicht begradigen, wenn man dies auch in Fachkreisen zur Kenntnis nehmen würde. Wenn also, höchstwahrscheinlich zu Recht, in jenen Kreisen behauptet wird, die Muttersprache sei für jede Sprachentwicklung wichtig und wer sie beherrsche, dem falle es leichter eine neue Sprache zu erlernen, dann sollte man auch den Mut haben, unsere eigentliche Erstsprache als Sprache ernst zu nehmen. Man kommt nicht weiter, wenn man tut, als wäre unsere eigentliche Muttersprache so unbedeutend, dass man sie schlicht zur Vorstufe einer richtigen Sprache degradiert oder überhaupt gleich ganz ignoriert. Wir sind zweisprachig und unsere Muttersprache ist die Sprache, die wir unbewusst und selbstverständlich zuerst gelernt haben. Sie ist es, welche die eigentliche Basis unseres Sprachverhaltens bildet.

Dass dem so ist, hat auch mit jener sozialen Dimension von Sprache zu tun, die sich nur sehr schwer simulieren lässt. Man kann es nicht oft genug wiederholen: Sprache kommt nun mal von sprechen. Man sagt auch, erst die Sprache mache den Menschen zum Menschen. Erst die Sprache ermögliche

Zivilisation und Kultur. Sprache ist also ein höchst soziales Produkt gemeinschaftlicher Anstrengung, das nur im gegenseitigen Einvernehmen funktioniert und lebt. Diesen Umstand gilt es auf der Suche nach dem Wesen und nach der Bestimmung einer Muttersprache zu bedenken. Wir sind alle Sprecher und Sprecherinnen im Fluss unserer Sprache, der uns mitzieht, dem wir uns aussetzen, in den wir eintauchen. Wir speisen ihn und er dient uns. Wir geben und nehmen. Wir sind Sprechende und wir sind das Echo. Je mehr wir uns dem Fluss der Sprache aussetzen, desto leichter trägt er uns. Schwimmen wir gegen seine Strömung, ermüden wir schnell. Versuchen wir ihn nach unseren Vorstellungen zu kanalisieren oder gar umzuleiten, stossen wir sofort an unsere Grenzen. Der Fluss der Sprache fliesst auch ohne den Einzelnen von uns und zwar ohne Halt, Pausen kennt er nicht, er fliesst einfach und fliesst, selbstverständlich und unaufhaltsam und das ist, kann man es akzeptieren, auch schön, denn er entwickelt Kraft und hält uns immer wieder Neues bereit und trägt uns Überraschendes zu. Es ist auch schön, dass er beim unbeirrbareren Weiterfliessen neue Wörter und Wendungen mitnimmt, weiterträgt, unterwegs ausspült, abspült, durcheinanderwirbelt. Es ist aber auch schön, dass sich dieser Sprachfluss das Recht nimmt, Verbrauchtes ans Ufer zu werfen oder Überholtes als Schwemmholz zurückzulassen.

Es ist egal welcher Sprachfluss unser oder mein Fluss ist, aber es ist ein grosser Unterschied, ob ich aus meinem Fluss herausspreche oder aus einem, der mir nicht vertraut ist, weil ich zwar ab und zu in ihm die Füsse bade, mich aber nie wirklich von ihm habe treiben lassen.

Unsere Alltagssprachen mögen in ihrer Ausbreitung und in der ihnen zuerkannten Bedeutung noch so klein und beschränkt sein, sie sind trotzdem ebenso lebendige Gemeinschaftswerke wie die grossen und wichtigen Sprachen und sie sind ganz entschieden nicht am Austrocknen, sondern sehr wohl in Bewegung, am Fliessen, sie leben. Vielleicht sind es im Verhältnis zum grossen Fluss aller Sprachen nur Rinnsale, aber ihre Quellen sind frisch, reichen tief hinab in sämtliche Bereiche des täglichen Lebens und werden so schnell nicht versiegen. Wird dennoch von ihrer Bedrohung oder gar von ihrem Verschwinden gesprochen, bezieht man sich nicht wirklich auf ihr lebendiges Fliessen, also nicht auf ihre eigentliche organische

Existenz, sondern auf einen Zustand, in welchem sie sich möglicherweise zu einem gewissen Zeitpunkt einmal befunden haben und dessen Verschwinden man aus welchen Gründen auch immer beklagt.

Es hilft übrigens nichts, in diesem Zusammenhang auf Deutschland zu verweisen, wo eine völlig andere Ausgangslage herrscht und auch völlig andere Entwicklungen im Gange sind. Vergleiche beruhen auf dem Missverständnis, die deutschen Dialekte seien mit unseren Mundarten vergleichbar. Das trifft nicht zu, denn gerade im Vergleich zu Deutschland, gilt es unsere regionalen Alltagssprachen als von allen akzeptierte und eigenständige Sprachen zu verstehen.

## **Standardsprache**

*Dass gewurstelt wird, mit Inkonsequenz und unglücklichen Begriffen.*

Im Bezug auf die Standardsprache ist man sich zumindest in einem Punkt ziemlich einig: Die Bezeichnung klingt fürchterlich. Weil „Standardsprache“ auch kein wirklich überzeugender Begriff ist, wird er vermutlich schon bald ebenso unauffällig aus unserem Wortschatz verschwinden, wie er aufgetaucht ist, denn was nützt der Begriff „Standardsprache“, wenn der Standard, auf den er sich bezieht, weder definiert noch durchgesetzt werden kann? Standardsprache ist nur schwer fassbar, vermutlich ist es im Vergleich zum relativ reinen Hochdeutsch der Norddeutschen, so etwas wie unsere bestmögliche Alternative, denn höher können wir nicht, wie einer einmal gesagt haben soll. Ein Fachbegriff also, der leider auch viel mehr verspricht, als er hält. Die Aussage „Ich spreche Standarddeutsch“, geht nur schwer über die Lippen und will auch nicht in den Kopf. Sprechen Sie auch Standarddeutsch? Und sind wir uns einig, wovon wir sprechen? Wohl kaum. Dabei wäre es ungemein angenehm und praktisch, man hätte so etwas wie eine eigene gutschweizerische Hochsprache, die man dem Deutschen Hochdeutsch entgegensetzen könnte: Seht her! Wir sprechen nicht nur Kauderwelsch. Hier ist sie, unsere allgemeine, über Grenzen hinweg verständliche, unseren Bedürfnissen entsprechende Schrift- und Hochsprache! Standarddeutsch dürfte eine solche Sprache aber entschieden nicht heißen.

Von offizieller Seite wird in Verordnungen und Gesetzen zwar von einer Standardsprache gesprochen oder darauf verwiesen, gleichzeitig wird von ebenso offizieller Seite überhaupt rein nichts unternommen, diesen Begriff zu klären, zu rechtfertigen oder gar zu schützen. Standardsprache bleibt also das, was jeder darunter verstehen will. In Sprache mündlich bekommt an unseren Schulen aber jener Schüler und jene Schülerin die Bestnote, der oder die am ehesten wie ein Deutscher oder eine Deutsche klingt und das ist auch richtig so, weil dieses Deutsch

entweder auf echte Sprachlust zurückzuführen ist oder einen muttersprachlichen Ursprung hat, also Teil eines lebendigen Sprachflusses ist, während Standarddeutsch am ehesten mit einem stehenden Gewässer verglichen werden kann und deshalb sogar für unsere eigenen Ohren meistens so platt und flach und fad daherkommt, dass wir uns nicht selten unserer eigenen Worte schämen. Trotzdem kann es vorkommen, dass sich besonders motivierte, hochprofessionelle Lehrpersonen darin relativ wohl fühlen und mit ihrem wirklich von Herzen kommenden pädagogischen Eifer daraus sogar eine halbwegs zweckdienliche Kommunikationsform zu machen vermögen. Wer Gelegenheit hat, in unsere Schulzimmer hineinzuhören, weiss jedoch, dass dies alles andere als die Regel ist.

Wenn wir nämlich bereit sind, den Fluss als angemessenes Bild für das Wesen einer lebendigen Sprache zu akzeptieren, dann bleibt für die Standardsprache eigentlich nur das Bild des Kanals. Auch der Kanal schliesst ein Fließen nicht aus, aber anders als der Fluss ist der Kanal künstlich angelegt, seine Ufer sind verbaut, seine Zuflüsse und Abflüsse sind kontrolliert, die Biodiversität ist so eingeschränkt, dass er eigentlich nicht zu den lebendigen Gewässern gezählt werden kann.

Deshalb sei nochmals daran erinnert, dass der freie Fluss der öffentlichen Rede, die Summe aller sprachlichen Äusserungen einer Gesellschaft die unabdingbare Voraussetzung für die Lebendigkeit einer Sprache sind. Das Wort „Sprache“, es sei abermals wiederholt, kommt nun mal von sprechen und unsere Standardsprache ist nun mal für viele vor allem eine Schriftsprache und so lange wir nicht Wege finden, sie an unsere gesprochene Alltagssprache zu koppeln, indem wir uns nicht mehr scheuen, diese vermehrt einfließen zu lassen, wird sie nie wirklich lebendig und keine Sprache sein, auf die man sich gerne bezieht und die man gerne spricht und also auch keine echte Alternative zum verschmähten Hochdeutsch der Deutschen sein. In der verworrenen Sprachsituation, in der wir leben und die zu konfrontieren erklärterweise unsere Absicht ist, muss eine solche Einschätzung allerdings zwangsweise zu erbosten Einwänden führen. Bereits wird vielerorts beklagt, dass die Aufwertung der Alltagssprache zum Wahn ausarte. Über das Allgemeingut Sprache zu reden, ist nicht ungefährlich. Gott behüte uns vor dem Hühnervogel, er behüte uns aber auch vor allen pensionierten Deutschlehrern, die oft so stark voreingenommen

sind und überall nur die mutwillige Zerstörung ihrer Lebensanstrengungen befürchten, dass wir für einmal alle ihre Einwände überhören wollen. Stellt man sich nämlich den hier auftauchenden Fragen, daran sei ebenfalls erinnert, ist man noch lange kein Hochdeutschhasser und man ist überhaupt nicht darauf aus, sich auf irgend eine Art, wenn dies überhaupt möglich wäre, aus dem Deutschen Kulturraum stehlen zu wollen. Im Gegenteil: Gerade weil es schmerzt, dass unsere Beziehung zur Deutschen Sprache gestört ist, gilt es, sich damit zu befassen. Hier wird nicht nach der Bedeutung Schillers oder Kants gefragt, diese ist nämlich absolut unbestritten, hier ist man lediglich daran interessiert, die sich immer wieder und immer schneller wandelnden Umstände, die unser sprachliches Wohlbefinden beeinträchtigen, möglichst genau anzuschauen. Denn, um hier den streitbaren Dichter C. A. Loosli zu zitieren, der sich schon vor hundert Jahren verdienstvoll mit dieser Problematik auseinandergesetzt hat, „nicht Menschen schaffen und zerstören Sprachen, sondern Verhältnisse und Lebensbedingungen“.

## Schulsprache

*Was man alles weiss, sich aber doch nicht wundert.*

Die Jugendlichen werden immerzu angehalten, doch möglichst einzusehen, dass für ihre berufliche Zukunft das Beherrschen der Standardsprache unerlässlich sei und sie sich doch bemühen sollten, ihren Umgang mit dieser zu verbessern. Man kennt sie, diese gutgemeinten, manchmal etwas oberlehrerhaften Vorhaltungen. Diese sind sicher oft nicht unberechtigt, Tatsache ist aber auch, dass sehr viele dieser Jugendlichen nicht nur mit der Deutschen Hochsprache im Ohr aufgewachsen sind und dass sie nicht nur einen grossen Teil ihrer Freizeit mit deutschsprachigen elektronischen Medien verbringen, sondern, dass sie zumindest bis zu einem gewissen Alter die deutsche Hochsprache, wie sie beispielsweise in Deutschen Fernsehserien verwendet wird, auch gewandter handhaben als die meisten ihrer Lehrer und Lehrerinnen. Es gibt reihenweise Jugendliche, die, wenn sie gerade wollen, so akzentfrei Hochdeutsch sprechen, dass man sie für Deutsche halten könnte. Dessen ungeachtet befinden sie sich in einem eigentlichen sprachlichen Notstand, in welchem sie sich untereinander mittlerweile mehrheitlich auch schriftlich in ihren SMS oft nur noch in der Alltagssprache austauschen. Plötzlich spricht in der Gymnasialklasse nur noch derjenige akzentfreie „deutsches“ Deutsch, der vorhat, nach der Matur eine Schauspielschule zu besuchen. Alle andern fahren ihre erworbene Kompetenz zurück, begeben sich in einem eigentlichen Akt der Selbstkasteiung in das Trockengewässer der Schrumpfsprache Standarddeutsch Variante Schweiz und niemand fragt sich warum? Dabei liesse sich behaupten, dass viele dieser Kinder in einem bestimmten Alter sogar drei deutsche Sprachen sprechen: Deutsch, wie sie es am Fernsehen aufgesogen haben, Standarddeutsch wie es in ihrem schulischen Umfeld vorherrscht und dazu noch ihre eigentliche Umgangssprache. Das ist nicht wenig für eine Gruppe von Lernenden, welcher in internationalen Studien und Untersuchungen immer wieder mangelnde Sprachkompetenz nachgewiesen wird und zwar nicht selten von sogenannten Experten, die jahrelang in einem anderssprachigen Land akademische Würden tragen und wie selbstverständlich von diesen vermeintlichen Sprachversagern sprachliches



Entgegenkommen erwarten, auf welches sie zur Verständigung sogar angewiesen sind. Wer aber zwei Sprachen funktional zur Verfügung hat, braucht sich von demjenigen, der nur eine spricht, in Sachen Sprachkompetenz weis Gott nichts vorhalten zu lassen! So ist denn eine Studie, die der zwar verwickelten, aber gegebenen helvetische Sprachsituation nicht gerecht zu werden vermag, weil sie die Zweisprachigkeit ignoriert und nur einen kleinen Teil der Sprachrealität erfasst, das Papier nicht wert, auf der sie publiziert wird.

Einer der Gründe für den mangelnden Eifer und die Unlust, bei der Begegnung mit der sogenannten Standardsprache hat auch damit zu tun, dass sie sich, allen andern Beteuerungen zum Trotz, eben doch vor allem an unserer Vorstellung von Hochdeutsch orientiert und deshalb das Gefühl vorherrscht, sie werde von aussen definiert und die eigentliche Deutungshoheit liege nicht in der eigenen Kultur. Den einen mag es egal sein, andere stören sich daran, dass Standarddeutsch für sie, bei aller Anstrengung, für immer eine Art Hochdeutsch bleibt, das jeder Deutsche und jede Österreicherin eben doch viel besser spricht und immer viel besser sprechen wird, weil das, was sie sprechen, wirklich deren Muttersprache ist. Kommt noch der ebenfalls verwickelte Umstand dazu, dass man auch gar nicht so klingen will wie ein Deutscher oder eine Österreicherin, weil man ja sehr wohl weiss, wo man hingehört.

Dessen sind sich auch viele Jugendliche bewusst. Sprechen sie nämlich in der Schule beispielsweise sehr gut Französisch, ernten sie dafür vielleicht Lob und gute Noten, sie wissen aber auch, dass sie deshalb noch niemand für einen Franzosen oder eine Französin halten wird. Sprechen sie dagegen ein akzentfreies Hochdeutsch, wie es auch in Deutschland gesprochen werden könnte, wird ihnen bewusst, dass sie eben doch keine Deutschen sind und vielleicht auch nicht als solche gelten möchten. Was der angehende Schauspieler oder die angehende Schauspielerin unter diesen eigenartigen Sprachverhältnissen aus beruflichem Ehrgeiz anstrebt, nämlich nicht mehr als Nichtdeutscher erkannt zu werden, bedeutet andern wiederum ein so grosser Selbstverlust, dass sie lieber darauf verzichten.

Warum die Politik, die sonst, zum Beispiel im Zusammenhang mit der Einigung Europas, so gerne von unverwechselbarer Eigenart, von Eigenständigkeit und Unabhängigkeit und dem

Recht auf Selbstbestimmung spricht, nicht versteht, dass sich da im Bereich der Sprachen Ungleiches nicht decken will und sich gewisse Vorgaben nicht realisieren lassen, ist nicht nachvollziehbar.

Alle Versuche, unter diesen Umständen die Situation zu verbessern, indem man unsere Kinder in der Schule zwingt, so zu tun als sei es normal, sich die eigene Sprache buchstäblich zu verkneifen und in eigentlichen Trockenübungen unsere Schriftsprache zur sogenannten Standardsprache zu drillen, mögen sehr gut gemeint sein, der zu zahlende Preis steht aber selten in einem gesunden Verhältnis zum Ertrag. Erstens geht diese Anstrengung, die Standardsprache zum Mass aller Dinge zu machen, auf Kosten der Förderung von Sprachkompetenz an sich und zweitens entstehen dabei nicht selten Sprachsituationen, in welchen fürchterlich falsche Töne zum Tragen kommen, weil die sogenannte Standardsprache für viele Lernende eben doch nicht mehr als eine Schriftsprache ist und auch bleibt.

Ein Dialog oder ein mehrstimmiges Gespräch ist immer auch ein Konzert der verschiedenen Stimmen, die aufeinander hören und aufeinander eingehen. Jeder weiss, dass man sich beim Sprechen einer Sprache und ganze besonders beim Sprechen einer Fremdsprache am Gegenüber orientiert. Sprechen wir Englisch mit jemandem, der möglicherweise noch unsicherer ist als wir selbst, leidet auch unsere eigene Performance. Jede Rede wächst aus einem Zusammenhang, ist dieser lebendig, farbig, ist auch die Rede so. Wir sind also beim Reden immer auf das Gegenüber angewiesen. In künstlichen Situationen können deshalb nur künstliche, eigentliche Retortensprachen entstehen, jene Sprachen nämlich, in welchen sich nachher niemand richtig wohl oder gar zuhause fühlt, weil sie eigentlich unbeseelt sind. Die verbreitete Ansicht, ein lebendiges Fliessen der Sprache könne auf Verordnung von oben in Gang gesetzt werden, wenn dazu in einer Art Laborsituation gewisse Bedingungen simuliert würden, scheint doch sehr gewagt. Anfänglich, beispielsweise bei den noch dankbar wissbegierigen und meistens grenzenlos neugierigen Kleinen in Kindergarten und Grundschule, mögen solche Bemühungen durchaus Sinn machen, später wird diesen aber mit so viel Skepsis und Widerstand begegnet, dass die erwünschten Resultate oft ausbleiben und das Vorgehen durchaus hinterfragt werden darf.



## Mediensprache

Von Misstönen und anderen Lieblosigkeiten.

Wie aufgesetzt und irrelevant der Begriff Standardsprache ist, zeigt sich auch daran, dass weder in den öffentlich-rechtlichen Medien noch in unseren kulturellen Institutionen die Standardsprache eine Rolle spielt. Man hört zwar Bildungspolitiker, die von einem helvetisch geprägten Standarddeutsch sprechen, aber dort, wo ein Standard eingehalten und eine Sprache mit Vorbildfunktion unter anderem für die Schulen gepflegt werden müsste, um ihr zum Durchbruch zu verhelfen, gibt es keinerlei Zeichen einer nachvollziehbaren Sprachpolitik. Vorherrschend ist eine ans Chaotische grenzende Beliebigkeit. Warum am Fernsehen beispielsweise ausgerechnet die hoch irrationalen, von lokalchauvinistischen Energien lebenden Fussballspiele wie vom Himmel herab schlecht und recht auf Standarddeutsch kommentiert werden müssen, versteht kein Mensch. Wer einmal bei einem andern Sender reingehört hat, weiss sehr wohl, dass es anders auch geht. Dort, wo andernorts emotionale Feuerwerke gezündet werden, hangeln sich eidgenössische Kommentatoren brav von Floskel zu Floskel, klingen dabei immer nüchtern wie ein Lexikon, manchmal sogar gediegen, aber eigentlich sind sie und ihre Bemühungen überflüssig. Denn die Möglichkeit, den Emotionen der Zuschauenden in der angemessenen Alltagsprache Ausdruck zu geben, um hier einmal die besondere sprachliche Funktion des Sprachrohrs auszuüben, wird ihnen von irgendwelchen Instanzen aus unbekanntem Gründen verwehrt. Unerklärlich ist diesbezüglich auch der Umstand, dass derselbe Kommentator, der diese undankbare Aufgabe zu erfüllen hat, sich in Spielpausen auch noch in Gruppengespräche einschalten muss, die wiederum nach geheimer Logik, in der Umgangssprache geführt werden.

Natürlich werden hier keine weltbewegenden Missstände aufgedeckt, die Relationen sollen gewahrt werden, nichtsdestotrotz drückt hier ein mangelndes Sprachbewusstsein und auch eine gewisse Geringschätzung des Fernsehpublikums durch, welchem man diese Wechselbäder zumutet. Man kann sich auch nicht vorstellen, dass die Verantwortlichen dieses

Vorgehen kennen oder es sogar selbst einmal über sich ergehen liessen. Wäre dem so, würden sie nämlich damit sofort Schluss machen.

Auch die zweisprachigen Dialoge, welche uns das Schweizer Fernsehen in gewissen Sportsendungen zumutet, sind nicht nur weltweit einmalig, sondern sie müssen nüchtern betrachtet auch als ein ziemlich grober Verstoss gegen den gesunden Menschenverstand eingestuft werden. Wer auch nur ein kleines Bisschen sprachliches Feingefühl besitzt, hält so etwas freiwillig nie über mehr als zwei oder drei Sätze durch. Denn das schmerzt in den Ohren ärgerlicher als zwei total verstimzte Geigen. Es ist auch deshalb blanker Unsinn, weil jeder weiss, der sich auch nur eine halbe Minute Zeit nimmt, darüber nachzudenken, dass man sich, wie bereits einmal erwähnt, beim Sprechen einer Sprache und ganze besonders beim Sprechen einer Fremdsprache, am Gegenüber orientiert. Man spricht nie allein. Jedes Sprechen drängt nach einem Dialog und zwei Sprechende sind immer wie zwei Musiker zu betrachten, die mit ihren Instrumenten, hier sind es die Stimmen, sich suchen und sich ergänzen wollen. Wer das Zusammenkommen von Sprachen und deren Drang zur Harmonie künstlich unterbindet, hat guten Grund, einen Ohrenarzt aufzusuchen.

Ähnlich geht es dem Aussenstehenden mit den schlicht nicht nachvollziehbaren, ja, wie bei der Fussballübertragung geradezu skurrilen Sprachwechseln, die in der Abfolge von Programmteilen, Hinweisen und Werbeblöcken beobachtet werden können. Hüben und drüben Kraut und Rüben.

Das gleiche beim Radio: Ein Sprachenchaos, das oft mit einem geradezu schmerzhaft lieblosen Umgang mit Sprache an sich daherkommt. Entspricht das Einbeziehen verschiedener Regionalsprachen immerhin dem föderalistischen Auftrag und der sprachlichen Realität des Sendegebietes, zeugt die Uneinheitlichkeit der hochsprachlichen Töne in ihrer absolut abenteuerlichen Vielfalt von reinem Laissez-faire und einem ins Auge springenden Mangel an sprachpolitischen Visionen. Da sind neben dem eitlen Vorsprechen und dem peinlichen Radebrechen sämtliche möglichen Töne zu hören, sämtliche vorstellbaren Varianten und Abarten der Deutschen Sprache gehen wie selbstverständlich über die Sender, und zwar vom perfekten Bühnendeutsch bis zum unbeholfendsten, echt schweizerischen Schulschriftdeutsch. Wer hat nicht schon sich grenzenlos

wundernd zugehört, wie sich beispielsweise eine Musikerin und ein Journalist der Lächerlichkeit preisgeben, in dem sie sich mehr schlecht als recht auf Hochdeutsch unterhalten, obschon sie beide aus Bern stammen? Da werden willkürlich abenteuerliche Satzmelodien komponiert, da werde Worte innerhalb des Satzes falsch betont und damit falsch gewichtet, da häuft sich sprachlich Unbeholfenes, das in keinem Verhältnis steht zur zweifellos vorhandenen Fachkompetenz. Auch solche Gespräche können durchaus ihre Reiz haben, aber eine Standardisierungsfunktion erfüllen sie ganz sicher keine und in unserer verworrenen Sprachsituation bieten sie auch keinerlei Orientierungshilfe. Vielleicht wäre es auch vermessen, in einem dezentralisierten System eine solche zu verlangen, etwas mehr Respekt und Sorgfalt bei der Handhabung der gegebenen Sprachrealität würde einem offiziellen, öffentlich rechtlichen Sender aber gut anstehen. Wie oft hört man, wie die Stimme einer Sprecherin verrät, dass sie keine Ahnung hat, wovon sie spricht und was für fürchterliche Nachrichten sie liest, weil sie von der ihr eben doch nicht völlig vertrauten Sprache überfordert ist! Oder hört man beispielsweise, wie ein in der Alltagssprache aufgenommenes Kurzinterview in der einen Hochdeutschvariante eingeführt wird, um dann im Studio mit einer, in einer anderen, ebenfalls gehobeneren Variante gestellten Frage unterbrochen, um auch noch ohne jegliches Bewusstsein für die Eigenart dieses Vorgehens, in einer dritten Variante hochdeutsch kommentiert zu werden, und zwar möglicherweise in sehr dürftiger Form, ertappt man sich einmal mehr bei der Frage: Warum wir uns das antun und warum am Radio zwei Menschen nicht einfach so miteinander reden können, wir ihnen der Schnabel gewachsen ist? Das kann bis an die Schmerzgrenze gehen und zum Ausschalten des Gerätes führen, wenn in einer mundartlich moderierten Sendung plötzlich ein vermeintlich hochsprachlicher Beitrag eingespielt wird und die Diskrepanz an Selbstverständlichkeit zwischen den beiden Sprachen ein Gefälle offenbart, das zum Himmel schreit, wobei den Sprechern und Sprecherinnen überhaupt nicht das fehlerhafte Hochdeutsch angelastet werden soll, sondern ihr hörbar verkrampftes Verhältnis dazu. Auch eigentliche Versprecher, die absolut menschlich und normal sind, wären kein Problem, müsste man nicht mitanhören, dass sie für die

Sprecherin oder für den Sprecher ein solches sind. Dem Unwohlsein anderer beizuwohnen, macht nun mal keinen Spass. Jene Politikerinnen und jene Experten, die gerne die allgemeinen Defizite im hochsprachlichen Ausdruck beklagen, würden deshalb gut daran tun, hier, bei den öffentlichen Stimmen, bei diesen sprachlich-kulturellen Multiplikatoren ihren Hebel anzusetzen und nicht nur in der Schule. Eher als an den Kindern, die auf Biegen und Brechen der Prüfungs- und Bewertungswut der Pädagogen und Pädagoginnen ausgeliefert sind, wäre es an allen, die in Kultur und Politik das Privileg genießen, gehört zu werden, ihr sprachliches Vorgehen und ihre eigentliche Haltung zu ihrer Sprache zu überdenken und notfalls zu ändern oder zu entkrampfen, um eine verantwortungsvolle Vorbildfunktion einnehmen zu können. Dort, wo dies möglich ist, muss die Wahl der Sprache einen Gedanken oder mindestens eine kurze Überlegung wert sein. Immer wieder wird uns von den Medien eingebleut, wir würden in einer „Kommunikationsgesellschaft“ leben. Sollte dem so sein, wäre es sicher nicht unangebracht, sich zur Wahl der Sprachen, einmal ein paar vertiefte Gedanken zu machen, um vielleicht die eine oder andere überholte Konvention zu überwinden. Wer sich die Mühe genommen hat, zu verstehen, dass er wirklich zwei Sprachen zur Verfügung hat, kommt sicher nicht mehr auf die Idee, für den mündlichen Vortrag in der einen, den schriftlichen Entwurf dazu in der andern abzufassen. Das ist ungefähr so abstrus wie das Erstellen eines französischen Scripts für die italienische Rede. Aber genau das passiert! Man hört es immer wieder. Besonders in der Politik strotzt, was da von den Zetteln abgelesen wird von Germanismen und unpassend hochgestochenen Begriffen, welchen eigentlich jede unmittelbare Mündlichkeit abgeht und die nicht selten in syntaktische Sackgassen führen, aus welchen man sich dann nur noch mit bekannten Floskeln wie „ig ha nume wölle säge“ oder „ was ig meine, isch“ retten kann. Oft werden auch standartdeutsche Satzketten eingebaut. Umgekehrt berechtigt die Tatsache, dass man es sich zur Gewohnheit gemacht hat, Texte in der Schriftsprache vorzubereiten, noch lang nicht immer deren hochsprachlichen Vortrag. Die wohlbekannte Situation, in welcher der Redner oder die Rednerin aus einer munter in der Umgangssprache vor sich hinplaudernden Gruppe heraustritt und sich plötzlich wie vom Affen gebissen, aber auch vom Sack geschlagen, in einem

manchmal so grenzenlos schlechten und aufgesetzten Deutschhochkauerwelsch an die gleichen Leute wendet, mit welchen er oder sie eben noch absolut normalen und charmanten sprachlichen Umgang gepflegt hatte, ist nämlich höchstens für den hämischen Zyniker ein Vergnügen. Und wie kann es dazu kommen, dass jemand meint, seine Einführung in eine auf Berndeutsch gehaltene Lesung in seiner Vorstellung von Hochdeutsch halten zu müssen? Passiert aber.

Dass solche widersprüchliche Verhaltensweisen zu milden Formen von Folter ausarten können, weiss ich von einer Frau, die darauf verzichtete, ihren Lebenspartner zu heiraten, einzig und allein um der Tischrede ihres Schwiegervaters zu entgehen, die im Beisein ausländischer Gäste dem Anlass entsprechend unausweichlich in dessen Vorstellung von gutem Deutsch gehalten worden wäre.



## Theatersprache

*Von Enklaven, Elfenbeintürmen und besetzten Häusern.*

Schliesslich muss der Begriff „Standardsprache“ noch in Beziehung zum Theater gesetzt werden, besonders zu den professionellen Bühnen mit eigenen Ensembles, denn beim millionenschweren Sprechtheater zeigt sich die Irrelevanz dieses Begriffes besonders deutlich.

Wie Schule und Medien könnte das Theater nämlich einiges zur Klärung der Sprachsituation in der Schweiz beitragen. „Könnte“, denn tatsächlich wirkt es weder prägend noch wegweisend, vielmehr nimmt es sich das Recht, schlicht nichts mit der vorherrschenden Sprachrealität und deren Problematik zu tun zu haben und der Begriff Standardsprache gehört definitiv nirgends zum Vokabular unserer Theaterschaffenden.

Noch leistet man sich hier den uneingeschränkten Luxus der Abgehobenheit.

Ziemlich unumstritten scheint, dass die grossen, stadttheaterartigen Bühnen einen kulturellen Auftrag zu erfüllen haben, der sich einfach gesagt, aufteilen lässt in die Pflege der Klassik und in die Auseinandersetzung mit der Dramatik der Gegenwart. Da es hier nicht um theaterästhetische Fragen geht, gibt es zum ersten Teil wenig zu sagen. Mit mehr oder weniger Aufwand und mit unterschiedlichen Mitteln wird das universelle theatralische Erbe entweder museal verwaltet oder mit innovativen Interpretationen im Bewusstsein der Gesellschaft lebendig erhalten. So wie ein Bild von Velasquez oder Van Gogh überall ausgestellt und eine Symphonie von Beethoven überall gespielt werden kann, sollen klassische Stücke, unabhängig von der Sprache in welcher sie ursprünglich verfasst worden sind, überall inszeniert werden können.

Etwas anders verhält es sich bei der Auseinandersetzung mit der Gegenwartsdramatik, beinhaltet Gegenwart doch auch ein „jetzt“ und ein „hier“. Ein ernsthaftes Eingehen auf einen modernen, zeitbezogenen Theatertext ist eigentlich nur im Spannungsfeld zwischen Theater und Gesellschaft denkbar und sinnvoll, das heisst, da Theater nicht selten zu einem wesentlichen Teil aus Sprache besteht, auch im Zusammenhang einer sprachlichen Realität.

Bedenkt man nun die Tatsache, dass unsere Bühnen bis vor wenigen Jahren ihr künstlerisches, sprachaktives Personal mitsamt dessen Vorstellungen von Sprache fast ausschliesslich im Ausland rekrutierten, ist leicht verständlich, dass sie mit Standardsprache nichts zu tun haben können. Es ist zwar fraglich, ob es beim Theater noch darum gehen soll, dass Schauspieler und Schauspielerinnen vorführen, was für eine tolle Bühnensprache sie an irgend einer Schule gelernt haben, so war es aber und ist es auch heute noch weitgehend, wenn sich seit dem Erfolg der Inszenierungen von Christoph Marthaler auch einiges gelockert hat. In Unkenntnis der lokalen Sprache und damit in Unkenntnis der lokalen Befindlichkeit, kann ein neuer Text nur schwer in Bezug zur Lebenswirklichkeit des Publikums gesetzt werden. Des weiteren kommt es unter diesen Umständen immer wieder dazu, dass mit umgangssprachlichen Theatertexten aus dem schweizerischen Alltag keine Auseinandersetzung möglich ist, weil da oft schlicht niemand ist oder war, der sie auch nur hätte lesen können, was die erste Voraussetzung wäre, um dafür überhaupt ein Interesse zu entwickeln. Und dieses leider nicht vorhandene Interesse wäre wiederum die erste Voraussetzung, um in unserer verworrenen Sprachsituation einen Beitrag leisten zu können, der über den Bühnenrand hinausreichen würde. Dazu, ob sich das Theater unbedingt in sprachpolitische Diskussionen einschalten müsste, mag es unterschiedliche Meinungen geben, es muss aber zur Kenntnis genommen werden, was der Berliner Theatermann *Matthias Lilienthal*, der am Theater Basel arbeitete, in einem Interview treffend zusammenfassend zum Ausdruck bringt: „In der Schweiz gibt es beim Sprechtheater ohnehin ein elementares Problem. Es findet in einer Fremdsprache statt. Das intime Leben aber spielt sich nicht auf Hochdeutsch ab, deshalb entsteht eine Distanz. Bei Marthaler-Produktionen auf Schweizerdeutsch reagierte das Publikum sofort anders“.

Diese Distanz kann in der Tat gross und künstlerisch zu beklagen sein, weil sie den Unberührbaren entgegenkommt. So wie Max Frisch recht hatte, als er meinte, wenn zwei Menschen in Zürich auf einer Brücke miteinander hochdeutsch redeten, müsse es sich um Touristen handeln, so vergibt oder verschenkt sich das Theater die Möglichkeit, uns näher auf den Leib, stärker auf die Pelle zu rücken, wenn es uns vor unserer eigentlichen Sprache verschont und uns damit den wirklich direkten Blick in diesen

manchmal gnadenlose Spiegel der Gesellschaft, der das Theater sein kann, erspart.

Nicht auszuschliessen ist, dass diese Umstände ein Vakuum verursachen, mit welchem sich möglicherweise erklären lässt, warum die Schweiz ein eigentliches Lientheaterland geworden ist, ein Land mit der vermutlich grössten Volkstheaterdichte der Welt. Elitäres Theater mag auch noch anderen Gesetzen gehorchen, immer vorhanden, quer durch alle Schichten und Klassen ist aber die Lust und das menschliche Bedürfnis, eigene Geschichten in der eigenen Sprache zu hören und auf der Bühne exemplarisch mitzuerleben.

Das Lientheater in Mundart als sprachliche Selbsthilfemassnahme spielt sich in der Schweiz tatsächlich in Dimensionen ab, die es sich wirklich zu vergegenwärtigen lohnt. Mir persönlich ist dies vor einigen Jahren im Hauseingang eines Landgasthofes bewusst geworden. Mir ist unvergesslich, wie ich beim Verlassen der Gaststube meinen Mantel schon längst zugeknöpft hatte, mit der Durchsicht der dort aufgehängten Plakaten, die allesamt auf solche Aufführungen verwiesen, noch lange nicht fertig war. Der Verlag, welcher grosse Teile dieser Volkstheater-Szene mit Stücken beliefert, berichtete anlässlich eines Gotthelfgedenkjahres von über 100 auf Werken dieses Autors beruhenden Produktionen. Wohlverstanden: Produktionen pro Jahr, nicht Aufführungen! Nebenbei gesagt, keine schlechte Bilanz, für den ehrwürdigen Bitzius, der selbst bekanntlich kein einziges Stück geschrieben hat, sondern das „fratzenhafte Komödienspielen“ sogar verachtete und in *Ueli der Knecht* das Hornussen weit drüber ansiedelte.

Aus Sicht des professionellen Theaters würde man viele dieser Produktionen möglicherweise belächeln, aber auch mittelmässige Laienaufführungen kosten immer einen grossen Aufwand, den niemand auf sich nehmen würde, bestände hier nicht ein echtes Bedürfnis, das befriedigt sein will.

## **Zweiter Zwischenhalt**

*Was sich abzuzeichnen scheint: Dass es an sprachlichem Selbstbewusstsein fehlt. Dass es schwierig ist, mit Begriffen, die sich zwar etabliert haben, aber nicht eigentlich zweckdienlich sind, Klarheit zu schaffen. Dass die Begriffe belastet, oft überbelastet und sehr oft ungenügend definiert sind und dass man sie trotzdem braucht. Dass die Hemmung Standarddeutsch perfekt zu sprechen, möglicherweise von einem Bedürfnis nach einer eigenen Hochsprache zeugt. Problematisch ist: Den Mundarten wird zwar der Status der Muttersprache zuerkannt, jedoch anstatt konsequenterweise die danach erlernte Hoch-Standard- oder Schriftsprache entsprechend zu qualifizieren, spricht man von der Muttersprache in zwei Ausformungen. Aber wenn es einleuchtet, dass die jeweilige Alltagssprache, unsere Muttersprache ist, dann muss auf ihr aufgebaut werden.*

*Und nicht vergessen:*

*Von Hochdeutsch sollte man nicht zu leichtfertig sprechen, weil es selten hoch ist. Bitte auch Vorsicht beim Wort Dialekt! Darunter verstehen viele eigentlich nur den Zustand ihrer Umgangssprache zu einem vergangenen Zeitpunkt, den sie sich zurückwünschen.*

*Und nicht nach Norden schauen! Weil es sich dort um eine völlig andere Situation handelt, sind Vergleiche mit Deutschland nicht zweckdienlich. Da wird viel zu oft von Dialekten gesprochen, obschon es sich um eigentliche Soziolekte handelt, Sprachen also, die nicht wie in der Schweiz von allen als Umgangssprache beherrscht und akzeptiert werden. Wichtig bleibt deshalb: Es geht um die Sprachen, die mehrheitlich und selbstverständlich täglich gesprochen werden. Es geht darum, dass Sprache von sprechen kommt und es geht darum nicht zu vergessen, dass den Benutzern beim täglichen Gebrauch ihrer Sprache egal ist, ob es sich dabei um einen Dialekt oder um eine Weltsprache handelt. Eine Sprache ist eine Sprache und alle Sprachen sind gleichwertig.*

*Standarddeutsch, Hochdeutsch, Schweizerdeutsch, Bühnendeutsch, Regionalsprachen, Mund- und andere Unarten: Welch eine trübe Suppe!  
Wir insistieren weiter.*

## Literatursprache

*Seiner Sprache kann keiner entkommen.*

Im literarischen Schaffen sucht man ebenso wie am Theater und in den Medien vergebens nach einem wirklich ausgeprägten Bewusstsein für die gegebene, besondere Sprachsituation. Ernsthafte Bestrebungen, mit längst überholten Vorstellungen zu brechen oder mit verbreiteten Fehlkonzeptionen aufzuräumen, sind, wie wir noch sehen werden, zwar nicht zu übersehen, halten sich allgemein betrachtet jedoch noch immer in relativ engen Grenzen.

Selbstverständlich soll an dieser Stelle niemandem vorgehalten werden, dass er oder sie so schreibt, wie sie eben schreiben. Dennoch muss die Tatsache beklagt werden, dass oft wenig über die eigene Haltung nachgedacht wird und die Entscheidung, wie man in der besonderen Situation mit Sprache literarisch umzugehen hat, oft nicht reflektiert worden, sondern einfach als Konvention übernommen worden ist. Es liegt aber in der Natur des literarischen Schreibens, dass zwischen den Zeilen oder hinter oder unter dem Text klar wird, zu welchem Grad Sprache bewusst, also literarisch verwendet wird.

Nun ist es wiederum auch kein Verbrechen, wenn sich jemand das Recht nimmt, in seinen Texten Sprache unreflektiert zu gebrauchen, aber es ist sicher bemerkenswert, dass ein ganzer Berufsstand, der gerne als aufgeklärt und als progressiv wahrgenommen werden möchte, reihenweise Konventionen übernimmt, ohne sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Es liegt in der Natur von künstlerischem Schaffen, dass das nicht geht. Konventionen müssen immer wieder hinterfragt werden! Wer dies nicht tut, läuft Gefahr, mit ihnen unterzugehen.

Wenn ein bestimmter Kollege, leider stellvertretend für viele, in einer Diskussion zur vorhandenen Sprachsituation behauptet, das berühre ihn eigentlich alles nicht, weil es für ihn beim Schreiben nicht um Sprache gehe, hat er sich als literarischer Autor schlicht verunmöglicht, entspricht seine Aussage doch dem Maler der meint, beim Erschaffen von Bildern, weder den Farben noch den Formen Beachtung schenken zu müssen. Ein solcher Autor benützt Sprache also nicht als künstlerisches Material, sondern lediglich als Mittel zum Zweck. Ein Autor kann eigentlich

nur dann der Sprache keine Bedeutung beimessen, wenn er tut, was der bildende Künstler mit der weissen Leinwand tut: Wenn er schweigt.

Um die Auseinandersetzung mit der Sprache kommen Schreibende so oder so nicht herum, ob ihnen dies passt oder nicht. Es genügt auch nicht, sprachpolitisch einfach unreflektiert die Gegenpositionen populistischer Parteien zu besetzen. Damit ist man noch lange nicht aus dem Schneider, denn es gibt Situationen in welchen man aus unterschiedlichen Gründen zu gleichen Schlüssen kommen kann und nur weil ein ungeliebter Politiker eine gewisse Position vertritt, ist diese noch nicht notgedrungen falsch. Nur weil eine Partei aus Motiven, die man nicht teilt, in verschiedenen Bereichen das Thema Alltagssprache versus Standardsprache bewirtschaftet, können Schreibende sich nicht aus der Verantwortung stehlen, indem sie die Konflikte einfach ignorieren. Und nur weil die besagte Partei auch das Thema Sprache im Kindergarten besetzt, darf dies nicht automatisch mit Missachtung abgestraft werden, als wäre es keinen Gedanken wert, wie unsere Kinder von wem und mit welchen Zielen sprachlich sozialisiert werden. Manchmal gilt es mit dem Applaus von der falschen Seite zu leben und nur weil gewisse Damen und Herren, mit denen ich das Heu nicht auf der gleichen Bühne habe, gegen die Todesstrafe sind, ist man doch noch nicht einfach dafür!

Überhaupt geistern im Umfeld unserer Literatur noch Haltungen herum, die man mit etwas gutem Willen und aus Respekt vor klingenden Namen bestenfalls als elitär bezeichnen kann, die im Zusammenhang mit vorherrschenden literarischen und gesellschaftlichen Entwicklungen aber völlig überholt sind und schlicht als snobistisch, wenn nicht als menschenverachtend eingestuft werden müssen. So hat Ludwig Hohl mit der dümmlichen Verdammnis seiner eigenen Sprache zur Bauernsprache viel Schaden angerichtet, wird er doch bis heute gerne und fleissig zitiert, obschon eine solche Aussage jeden Geringeren als Literaten für immer disqualifizieren müsste. Hohl selbst machte sich bekanntlich einen ziemlich eitlen Sport daraus, sich von der eigenen Muttersprache zu distanzieren, als ob man diese ausziehen könnte wie einen Kittel, der seinen Dienst erfüllt hat. Die oft zitierte Äusserung ist aber auch historisch unbedarft, wenn nicht einfältig. Als wären nicht alle Sprachen aus Bauernsprachen hervorgegangen! Alle Sprachen

sind gleichwertig! Unter besonderen Umständen mag es vielleicht als künstlerische Leistung durchgehen, den angestammten Sprachkreis zu diffamieren, Schreibende sollten aber auch bestrebt sein, diesen durch ihre Kreativität zu bereichern, kommt es in der Literatur doch wirklich nicht darauf an, wie man eine Sprache bewertet oder hierarchisiert, sondern darauf, wie man mit ihr umgeht und was man aus ihr macht. Eine Bauernsprache war übrigens auch Griechisch. Vermutlich war auch das Aramäische eine Bauernsprache, um diesen Begriff nochmals zu verwenden, also die Sprache jenes jungen Mannes der mit dieser Bauernsprache wahrlich keinen unwesentlichen Einfluss auf die Welt ausübte.

Hinter solchen drastischen Aussagen wie dieser von Ludwig Hohl versteckt sich denn auch eine unzeitgemässe Arroganz, die höchstens Misstrauen gegenüber Schreibenden und Intellektuellen schürt und den Verdacht weckt, diese sässen tatsächlich so weltfremd und abgehoben in ihren Elfenbeintürmen, wie dies von ihren Gegnern gerne behauptet wird. Deshalb nochmals: Ich habe mir meine Muttersprache ebensowenig wie meine Hautfarbe oder meine Nationalität selbst aussuchen können. Sprachen sind keine eintauschbaren Konsumartikel und deshalb sind sie alle gleichwertig! Wer das Gegenteil vertritt, diskriminiert, ist undemokratisch, verstösst gegen die Menschenrechte und darf rassistischer Vorurteile verdächtigt werden.

Kein geringerer als Friedrich Dürrenmatt schien diesbezüglich keine Zweifel zu hegen. Zumindest nicht im Alter. Wer ihn je sprechen gehört hat, weiss, dass dieser grosse Fritz Dürrenmatt nie dem Verlangen erlegen ist, seine erste Sprache, seine emmentalische Muttersprache zu überwinden oder gar zu leugnen. Im Gegenteil: Sprach er Standarddeutsch, liess er sich von der langsamen bernischen Satzmelodie tragen und beim Schreiben verlor er offensichtlich nie das Bewusstsein für seinen eigentlichen sprachlichen Boden und für die wahre Herkunft seiner Sätze. Als er einmal einer berndeutschen Laien-Inszenierung seiner *Alten Dame* beiwohnte und, nachdem er diese gelobt hatte, nach einem fehlenden Satz fragte, bekam er zur Antwort, man entschuldige sich, aber das habe sich nicht befriedigend übersetzen lassen. Und protestierte er? Nein! Er soll darauf gesagt haben, dann sei der Satz von Anfang an nicht gut gewesen und gut sei er weggefallen. Anders als viele seiner

Kollegen und Kolleginnen, hatte der grosse Fritz offensichtlich ein gesundes Verhältnis zu seiner Muttersprache. In den Stoffen (*Turmbau*) spricht er sogar von dem Irrtum, in der Literatur die Spannung zwischen der Mundart und der Schriftsprache zu verdrängen, anstatt diese sicht- und nutzbar zu machen. Er schreibt auch, er habe Jahre gebraucht, um diesen Irrtum zu überwinden. Entsprechend entwickelte er in seinem Spätwerk plötzlich eine auffallende Vorliebe zu Mundartaussdrücken und begann, anstatt Helvetismen zu fürchten, mit ihnen zu spielen und zu experimentieren.



## **Kultursprache**

*Wenn die Sprache zu kalter Kunst erstarrt.*

Nichtlateinische Schreibende befinden sich in der Schweiz sprachlich also zweifellos in einer schwierigen Situation. Diese aber zu konfrontieren, wie es Dürrenmatt wagte, ist riskant und passt nicht in die vorherrschende Literarische Kultur, die in dem Ausdruck Literaturbetrieb, eine ziemlich angemessene Bezeichnung gefunden hat und die in ihrem permanenten Bestreben, auch in verlegerisch schwierigen Zeiten nichts an Grösse und Wichtigkeit einzubüssen, sich selbstverständlich nicht mit lokalen Befindlichkeiten auseinandersetzt und sich ebenso selbstverständlich über Landesgrenzen hinweg an den Zentren des sogenannten Deutschen Sprachraumes orientiert. Hier ist das Feld weit und offen, gross die Konkurrenz, gnadenlos die Vorgaben des schrumpfenden Geschäfts, entsprechend selten das Experiment und ziemlich unerwünscht das In-Fragestellen gefestigter Konventionen. Im schwierigen Buhlen um Leser und Leserinnen wird auf sprachliche Bodenhaftigkeit sicher zuallerletzt gesetzt!

Wie brav sich dieser Betrieb mittlerweile auf den schnöden Markt ausrichtet und wie eingespielt er sich benimmt und funktioniert, kommt in den zahllosen Ehrungen und Preisverteilungen und ganz besonders in der literarischen Lesung zum Ausdruck.

Sicher hat die sogenannte Dichterlesung schon bessere Zeiten gesehen, heute aber ist sie zunehmend als ein Missverständnis zu verstehen, da sie oft mehr mit einem alltagsfernen Kulturmasochismus als mit einer lebendigen literarischen Hochkultur zu tun hat, wie gerne vorgegeben wird.

Diskussionen, Auseinandersetzungen jeglicher Art, seien sie ästhetischer oder weltanschaulicher Natur, welche den öffentlichen Vortrag eigentlich erst rechtfertigen würden, sind praktisch aus ihr verschwunden und was bleibt, sind eigentliche Überführungen aus dem Virtuellen in das körperlich Tangierbare: Autoren und Autorinnen zum Anfassen! Die Dichterlesung hat sich also zu einem Ritual entwickelt, das sogar zu einem in voller Andacht ausgetragenen Götzendienst mutieren kann.

Natürlich gibt es auch Lesungen, bei welchen gelacht wird, bei welchen echtes Interesse und Neugier überwiegen, keine Regel ohne Ausnahme! Zahlreich sind aber die, einer lebendigen Literatur nicht förderlichen, manchmal sogar peinlichen, noch immer gängigen Bussrituale, in welchen der Text heilig ist und bei welchen das Wasserglas das Weihwasser darstellt und übereifrige Bibliothekarinnen als Messedienerinnen auftreten. Wenn diese Glück haben, dürfen sie die eingeladenen Grossschriftstellerinnen oder den eingeladenen Grossschriftsteller bei einem vorausgehenden Gastmahl persönlich sprechen, wenn nicht sogar berühren und um eine ganz persönliche Widmung im letzten so ganz erfolgreich vermarkteten Buch bitten, nachdem sie ihn oder sie schon mehrmals am Fernsehen gesehen, vielleicht sogar gelesen haben. Welch ein Stolz! Welch eine Ehre! Und wie gross die Freude, die in einer Literarischen Gesellschaft oder sonst in einer literaturinteressierten Gruppe von Leuten aufstrahlen kann, nachdem man einen echten, grossen Autor oder eine der ganz grossen Autorinnen in der Nähe haben durfte! Für die oft erkleckliche finanzielle Seite sorgt zwar nicht selten die öffentliche Hand, die sich in Sachen Literatur anscheinend fast überall schnell und gerne öffnet, wenn es um berühmte Schreibende geht, dennoch waren aber Anstrengungen notwendig, die im Detail zu erwähnen, selten versäumt wird: Es musste geplant und organisiert, Gesuche mussten fristgerecht eingereicht werden, aber mein Gott hat sich das gelohnt, wenn man eine Wolf, eine Maron, einen Walser, einen Grass oder einen Dingsbums in leibhaftiger Nähe haben konnte! Das Publikum selbst besteht fast ausschliesslich aus Damen, die gerne lesen, wobei sie darunter nicht selten die eigenartige Tätigkeit verstehen, sich durch ein Buch durchzubeissen oder durchzukämpfen. Häufig sind es auch eifrige Konsumentinnen von Literatursendungen am Fernsehen, stimmen ihre Leselisten doch nicht selten mit den auch dort auf vertraut verkrampfte Art präsentierten Werken überein. Man wird dabei den Verdacht nicht los, diese Art von Kulturtätigkeit habe wirklich etwas mit Religionsersatz und Bussbereitschaft zu tun. Als müsste man etwas gegen das schlechte Gewissen unternehmen, eine geistige Selbstgeisselung, jedenfalls etwas an Strafe grenzendes, um dafür zu büssen, dass man ja eigentlich doch sehr gerne und sehr oft nicht die erbauende, auch nicht die aufklärende, nicht

die sogenannte ernste, sondern vielmehr die dazu im Widerspruch stehende leichte, um nicht zu sagen oberflächliche, die kitschige Unterhaltungs- und Ablenkungskultur konsumiert. Anders als mit dieser Bussbereitschaft ist auch nicht zu erklären, wie grosse Teile des Theaterpublikums pflichtbewusst ohne zu murren, ihnen eigentlich völlig unzugängliche Monsterveranstaltungen absitzen oder im Halbschlaf ertragen, als wären sie von einem hohen Gericht dazu verurteilt und zwar bedingungslos.

Der Faden zwischen Lebensrealität und kulturellen Produkten, der vielleicht gar nie da war, ist nämlich längst durchschnitten. Niemand braucht im Theater oder beim Literaturkonsum auch nur einen Bruchteil jener persönlichen Integrität und jener Selbstachtung aufzubringen, von deren Verlust die gehobene Lektüre oder das anspruchsvolle Theater nicht selten handeln. Dass von derartigem Konsumverhalten, keine künstlerischen Impulse ausgehen können, überrascht niemanden. Es kann allerdings noch immer vorkommen, dass sich vereinzelt Veranstalter daran erinnern, wie schwierig es ist, literarische Texte einzuordnen, wie subjektiv die Wahrnehmung aller literarischen Kreationen eigentlich ist und dass man deshalb einst diskutierend, sogar streitend um Erkenntniszuwachs gerungen hat. Ausnahmsweise dürfen nämlich hie und da noch Fragen gestellt werden. Wer möchte unserem Gast, der sich freundlicherweise bereit erklärt hat, diese zu beantworten, eine Frage stellen? Die angekündigte Diskussion ist also eröffnet. Aber schon muss nachgefragt werden: Wer möchte bitte eine Frage stellen? Hat wirklich niemand eine Frage!? Nein, der Saal ist zwar gefüllt, die Reihen dicht besetzt, und obschon das Gelesene sehr wohl eine ganze Reihe von Fragen provozieren müsste, herrscht betretenes Schweigen, vielleicht hört man ein leises Hüsteln, aber es erhebt sich keine einzige Hand.

## Wahlsprache

*Noch sind längst nicht alle Brücken überschritten und auch nicht alle Berge bestiegen.*

Sehr erfreulich ist, dass sich die Mutigen unter den Schreibenden den Herausforderungen der sich verändernden literarischen Konsumgewohnheiten stellen und sich betriebsunabhängig, also eigenmächtig mit ihnen auseinandersetzen. Ihnen ist zu verdanken, dass sich der anachronistischen, vorgängig beschriebenen Wasserglaslesung seit einigen Jahren erfolgreich neue, lebendigere Formen der öffentlichen Textpräsentation entgegenstellen.

Auch hier gibt es jedoch wiederum einen Begriffsnotstand, denn das Kind war da, bevor man Zeit hatte, den richtigen Namen zu finden. Zwischen *spoken word*, *slam poetry*, *Rapp* und literarischer Performance gibt es zwar fließende Grenzen, aber es wird alles verwechselt, auch von Kulturschaffenden und Kulturjournalisten. Da herrscht, was die Etiketten betrifft, ein Riesendurcheinander.

Aber wie dem auch sei: Rund um die verspielten Wettbewerbe der *Slamer* und als Folge der zunehmenden Beliebtheit von direkt für den mündlichen Vortrag oder die Performance geschriebenen Texten allgemein, haben sich eigentliche Szenen gebildet, die nicht selten ein Publikum finden, das im Umfang die Zahl der Leser und Leserinnen etlicher Bücher bei weitem übersteigt.

Nicht zuletzt weil bei diesen Entwicklungen die Mündlichkeit eine entscheidende Rolle spielt, stellt sich den in diesem Bereich aktiven Autoren und Autorinnen aber auch die Frage, ob ihre literarische Sprache aus lokalen und zeitlichen Umständen herauswachsen, ob sie sich aus der gelebten und in ihrer Arbeit möglicherweise dargestellten Realität speisen soll oder ob sie sich weiter konventionell den nichtkünstlerischen Anforderungen des Grossmarktes unterzuordnen hat. Anders als dies bei den vorangegangenen Generationen der Fall war, ist es vielen dieser jungen Autoren und Autorinnen nämlich bewusst, dass sie eine Wahl haben und dass die Eroberung von Berlin nicht das einzige mögliche literarische Fernziel darstellen muss. Wenn es sich dabei auch noch um eine Minderheit handelt, ist ihre Bedeutung

nicht zu unterschätzen, auch nicht, wenn ihre Erfolge und ihr Einfluss ungerechterweise oft der sogenannten Herzensnähe der von ihnen gewählten Alltagssprache zugeschrieben wird. Diese Einschätzung ist deshalb ungerecht, weil anzunehmen ist, dass sich dichterische Anstrengungen in allen Sprachen der Welt ähnlich schwierig gestalten. Möglicherweise ist die Bewältigung syntaktischer und grammatikalischer Anforderungen von Sprachen, die nur beschränkt schriftlich verwendet werden, sogar höher einzustufen, denn nur weil etwas vertraut klingt, heisst dies nicht, dass es einfach irgendwie mitgeschrieben wurde und nicht gestaltet werden musste.

Sicher ist jedoch, dass die zunehmende Präsenz der Alltagssprachen in unserer Gegenwartsliteratur die Selbstverständlichkeit in Frage stellen wird, mit welcher in dieser hochdeutsch parliert und dialogisiert wird. Die Konvention erlaubt es uns, dass die Protagonisten in Erzählzusammenhängen, die sich in Basel, in Zürich, in Nieder- oder in Oberwangen abspielen, allesamt ungefähr wie Deutsche reden, obwohl sie keine sind und sich in dem beschriebenen Alltag entschieden anders ausdrücken würden.

Während im Theater dieses Dilemma mit der im Niemandsland angesiedelten Parabel umgangen werden konnte, behalf man sich bei der erzählenden Prosa von Gotthelf bis Meienberg gerne mit lokalsprachlichen Einschüben, die eine gewisse Verortung vorgaben, oder aber mit einer Kunstprosa, die durch radikale Reduktion verfremdet wird. Besonders in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts versuchten Schreibende der alemannischen Schweiz das Problem auch dadurch zu lösen, dass sie auf die indirekte Rede zurückgriffen, in welcher es etliche zu einer bewundernswerten, wild über Seiten hinweg wuchernden Meisterschaft brachten.

Man kann sich irren, aber wenn ich an die frühen Bücher von Jörg Steiner denke, höre ich keine Dialoge, auch nicht bei Mehr und nicht bei Merz und nicht bei Meier und auch nicht bei Meyer. Und auch nicht bei bei Beutler, nicht bei Blatter und nicht bei Böhni und nicht bei Hänny und schon gar nicht bei Leutenegger, Läderach oder Nizon.

Während man damals also aus guten Gründen mit der direkten Rede äusserst zurückhaltend umging, lässt man sich seither aber von der kaum hinterfragten Konvention zunehmend leichtfertig immer öfter zu absolut realitätsfernen Dialogen verleiten, die in

ihren schlimmsten Auswüchsen oft die Grenze des Erträglichen überschreiten. Ein verortbares, aber nicht unbeholfen klingendes Schriftdeutsch zu schreiben ist eine hohe Kunst, welche nur wenige beherrschen, was dazu führen kann, dass man beim Lesen dieser in Basel und Zürich spielenden Geschichten immer wieder denkt: Nein, diese Dame würde das so sicher nicht sagen! Und dieser Monsieur würde sich garantiert nicht so ausdrücken! Denn ja, es stimmt, um Max Frisch noch einmal zu zitieren: Wenn in Zürich auf einer Brücke zwei Leute hochdeutsch sprechen sind das höchstwahrscheinlich Deutsche und wenn die sogenannt deutschsprachige Literatur der Schweiz strotzt von Figuren, die zwar urwüchsige, sogar lautmalerische oder sonstwie besonders ausdrucksstarke helvetische Familiennamen tragen, die sich aber oft so eloquent und so hochdeutsch ausdrücken, als stammten sie eigentlich aus Hannover, dann muss es erlaubt sein, von einer Fehlentwicklung zu sprechen. Natürlich geht deswegen die Welt nicht unter! Natürlich gibt es die künstlerische Freiheit! Natürlich muss Literatur nicht realistisch sein! Goethe hat schon recht: Während ihr Ursprung in der Realität zu suchen ist, muss Kunst selbst nicht realistisch sein. Und doch: Diese Widersprüche sind ganz besonders für die Autoren und Autorinnen, gemessen an den Voraussetzungen unter welchen man in Frankreich oder Amerika schreibt, eigentliche Zwickmühlen, die sich nicht einfach so leicht überwinden lassen, obschon sie, ähnlich wie im Zusammenhang mit der Problematik der Theatersprache bereits erwähnt, dort Distanz schaffen, wo diese künstlerisch nicht erwünscht ist und deshalb als eigentlicher Verlust zu verbuchen ist. Ganz zu Schweigen von der dadurch perpetuierten Bestätigung, dass die eigene Sprache des Alltages eigentlich ja doch keine vollwertige Sprache ist.

Was dieser Konvention zusätzlich geopfert wird, lässt sich, damit keine Titel und keine Namen aus der Literatur bemüht werden müssen, stellvertretend auch an einem Film aufzeigen.

Zum Beispiel an "Manipulation", einer an sich herausragenden Verfilmung des Romans „Das Verhör des Harry Wind“ von Walter Matthias Diggelmann. Dieser Film ist äusserst sorgfältig gemacht, hervorragend besetzt, das Drehbuch klar, die Umsetzung unter der Regie von Pascal Verdosci überzeugend, was die Kamera betrifft ein grosser ästhetischer Genuss, insgesamt also weit entfernt von jenen Binnenproduktionen, bei

denen man den Eindruck hat, sie seien ausschliesslich für 12 bis 15 jährige Kids gemacht worden, die zwar gerne so tun, als wären sie schon erwachsen, dabei aber alles wollen, ausser eine geistige oder intellektuelle Herausforderung und deren Konzentrationsbereitschaft als so kurz eingeschätzt wird, dass man sie angeblich alle anderthalb Minuten durch einen Schuss, eine Explosion oder sonst etwas wahnsinnig Aufregendes und Ablenkendes überrumpeln muss, damit sie überhaupt im Kino sitzen bleiben.

Nein, "Manipulation" ist ein Film, der so wohl seine Vorlage, sein Thema und sogar mich als Zuschauer ernst nimmt und entsprechend mit einer ebenso spannenden wie nachhaltigen Auseinandersetzung politisch-geschichtlicher Natur beschenkt. Aber, diesen Film, auch wenn er schweizerisches Verhalten im Kalten Krieg thematisiert, als Schweizer Film zu bezeichnen, ist allerdings reiner Etikettenschwindel. Der in den Hauptrollen mit hervorragenden deutschen Schauspielern besetzte Film ist ebensowenig ein Schweizer Film wie ein in Berlin spielender Film, in welchem in der Originalfassung holländische Schauspieler Deutsche spielen, die ausschliesslich Holländisch sprechen, ein Deutscher Film sein könnte. So what! könnte man nun sagen, wenn solche *Übersetzungen* ins Hochdeutsche nicht so oft eigentlichen *Wegsetzungen* der dargestellten Problematik wären. Obschon es sich bei "Manipulation" neben seinem zweifellos eingelösten universellen Anspruch, auch um eine genaue Analyse von vielleicht peinlichen, aber typisch helvetischen Verhaltensweisen handelt, trifft mich der Film nämlich nur indirekt! Alles, was eigentlich schmerzen müsste, tut nicht weh, der Spiegel unserer Kultur ist verzerrt, die ebenso verknorzte wie verquere Kommunikationskultur unserer Institutionen im Kalten Krieg wird in der Hochsprache durch Eloquenz ersetzt und damit der diesbezügliche Selbsterkennungswert ohne mit der Wimper zu zucken einfach vernichtet. Ja, der Film ist, was die Örtlichkeiten und die Ausstattung betrifft unverwechselbar genau, alles stimmt, die Requisiten, die ganze graubraune Sauce dieser militärisch dominierten Institution Schweiz der Fünfzigerjahre, die Militärwoldecke in der Gefängniszelle, das schwarze Telefon, die Hermes Schreibmaschine, selbst der Seifenhalter beim Lavabo, alles genau, alles da, alles wunderbar getroffen! Auch die Uniformen mit ihren aufgestickten Abzeichen scheinen perfekt

authentisch, bloss: Es stecken die Falschen drin! Würden diese Polizisten, diese Offiziere, diese Beamten aber so abgründig und realistisch *nicht* reden, wie Polizisten, Beamte und Offiziere damals eben *nicht* reden mussten, weil für sie, genau wie für die offizielle Schweiz, sowieso immer schon alles klar war und seine Richtigkeit hatte und sich höchstens zweifelhafte und verdächtige linke Kreise um unangenehme Wahrheiten kümmerten, dann würden einige Abgründe schweizerischen Bewusstseins erkennbar, dann wäre auch klar, dass das Problem nicht nur bei falschen Entscheiden einzelner Personen liegt, sondern auch in dieser Kultur, die das Langsame und Verhaltene, das Misstrauische als positive Werte verstand und kultivierte, und es entstünde ein anderer, bestimmt noch wertvollerer Film.

Genau solchen Vorgängen ist auch die erzählende Literatur unterworfen: Keine Geiss vermag die Tatsache wegzuschlecken, dass durch dieses "Wegrücken" bei der konventionellen Übersetzung ins Hoch- oder Standarddeutsche so manch eine kantige Figur ihrer ureigenen Ausdrucksweise beraubt und dadurch weichgespült oder verharmlost wird, was wiederum dazu führt, dass in unserer erzählenden Literatur die Schweizer Seele weit braver und weisser daherkommt, als sie es in Wirklichkeit ist.



## Aufsatzsprache

*Dass nicht alles blüht, was in der Schule gesät.*

Nicht unerwähnt bleiben soll aber, dass sich aus dieser besonderen und für die literarische Produktion eigentlich schwierigen Sprachsituation auch ein Gewinn schlagen lässt. Dass Schreibende in der Schweiz in gewisser Weise ihre eigenen Übersetzer sind, muss kein Nachteil sein, führt dieser zusätzliche Arbeitsschritt doch im Idealfall auch zu einem vertieften Hinterfragen des ganzen kreativen Prozesses.

Auch wenn es verinnerlicht und automatisiert wird, kann dieses gleichsam doppelspurige oder doppelschrittige Vorgehen zusätzliche Solidität generieren, wenn auch nicht garantieren. Der verdienstvolle Kollege Ernst Eggimann, der möglicherweise, weil er, wie er sagt, "Das Nachäffen eines bundesdeutschen Duktuses", nicht nur durchschaute und für unwürdig hielt, sondern als Gegenentwurf sich seine eigene, unverwechselbare poetische Sprache entwickelte, folgte sogar, auf Grund unserer besonderen sprachlichen Bedingungen, verfügten Schreibende in der Schweiz über zusätzliche Sprachkompetenz.

Der übliche Vorgang der Versprachlichung schweizerischer Realität aus den Bereichen der Alltagssprachen hinaus in eine höhere literarische Schriftsprache kann also sehr wohl auch zu einem besonderen künstlerischen Bewusstsein und zu einem entsprechenden Mehrwert führen, der sich in jener neueren, modernen und erfolgreichen Prosa niedergeschlagen hat, die man gerne Jura-Südfuss-Prosa nennt. Dabei handelt es sich um eine sehr literarische Schriftsprache, die sich in ihrem Hang zur Reduktion am Kahlschlag der Deutschen Nachkriegsliteratur orientierte, gleichzeitig aber auch verortbar blieb. In ihrer Genauigkeit, in ihrer Zurückhaltung, aber auch in ihrer Lakonie und ihrer Ironie ist sie sehr schweizerisch und Dank Autoren wie Jörg Steiner und Peter Bichsel (*Fussnote? Bichsel spricht diesbezüglich auch von Entfremdung im brechtschen Sinn*), um nur zwei ihrer Vorreiter zu nennen, avancierte sie zu einem erkennbaren und wertvollen Markenzeichen hiesiger Textproduktion.

Weil das Übersetzen aber oft einem Wegsetzen gleichkommt, kann es auch in Sackgassen, manchmal sogar in die Abgründe

des Sprachkitsches führen. Was sich erst als Fluchtweg anbietet, kann ganz plötzlich zur Falle werden.

Natürlich gewährt ein literarischer Text dem Lesenden bei der Lektüre einen grösseren Spielraum als der schon viel "fertigere", sich unaufhaltsam abwickelnde Film. Natürlich wird ein Standard- oder Hochdeutsch sprechender Protagonist in einem Roman nicht auch noch gleich mit dem bekannten Gesicht eines deutschen Schauspielers zwischen den Seiten heraus schauen, vielmehr wird eine literarische Figur, auch was ihre Sprechweise betrifft, erst in der Fantasie des Lesers oder der Leserin richtig ausgeformt. Beim berühmten Kino im Kopf, führen wir bekanntlich alle selbst Regie. Für die Schreibenden besteht aber sehr wohl die Gefahr, sich in aufgesetzter Eloquenz zu suhlen, sich zu laben an der Schwerelosigkeit der Kunstsprache, sich also reinzuknien in das sogenannte Dichten, denn gross ist die Versuchung, die Verbindung zur doch eigentlich weniger beweglichen, wenn nicht sogar trägen Ausgangssprache zu kappen und schreibend abzuheben, indem man seinen Figuren gestattet, zu schwadronieren und zu diskutieren, als wären sie Produkte Deutscher Vorabendserien und nicht die Menschen von nebenan. Sagt beispielsweise ein an der Aare sitzender Berner zu seiner Freundin: Verdammt und zugenäht! geht das einfach nicht auf.

Wenn Dürrenmatt nämlich meinte, ein Satz von ihm, der sich nicht ins Berndeutsche übersetzen lasse, sei von Anfang an nicht gut gewesen, muss das damit zu tun haben, dass ihm bewusst war, zu welchem Grad die in der Schweiz geschriebene Schrift- oder Standardsprache, also auch seine eigene Hochsprache, ihre Kraft aus der Verwurzelung in einer lebendigen, will heissen gesprochenen Alltagssprache zieht.

Und wenn er fand, ein Satz, der sich nicht befriedigend zurückübersetzen lasse, sei entbehrlich, unterzog er sich selbst in gewisser Weise einem Übersetzungstest, der konsequent und breit angewendet, beträchtliche Teile der hochsprachlichen Literatur der Schweiz ins Bodenlose stürzen liesse, denn anders als die geerdete Alltagssprache anbietet sich die hohe Kunstsprache eifertig dem Pathos und dem Kitsch, kommt dazu, dass das Anheben und das damit vermeintlich einhergehende Veredeln der Sprache so oft von vielen Schreibenden irrtümlich für den eigentlichen kreativen Prozess gehalten wird. Gut formulieren können in einer fremden und schwierigen, jedenfalls

gelernten Sprache, ist kein Pappenstil und verdient Wertschätzung, aber es handelt sich nur um einen Prozess von vielen, der allein literarisch noch überhaupt nichts garantiert. Koppelt sich diese Einschätzung der Übertragung von einer Sprache in die andere aber noch mit dem Trugschluss, auch die Übertragung der persönlichen Erfahrung in die dritte Person Einzahl sei an sich schon ein literarischer Prozess, ist im entstandenen Text Harmlosigkeit und Langeweile nur noch schwer auszuschliessen.

Natürlich bewundern wir alle das "bessere" Deutsch und natürlich gibt es vor diesem Hintergrund Lesende oder Zuhörende, die sich gerne von der virtuosen Handhabung der Schriftsprache, die sie vergleichsweise nur mühsam beherrschen, geradezu grenzenlos beeindruckt lassen. Der Charme eines Textes, der anfänglich Bewunderung für jene Eloquenz erzeugt, zu welcher man selbst in der Schule so gerne fähig gewesen wäre, kann sich aber durch den Übersetzungstest auch als Schall und Rauch, sogar als reine Schaumschlägerei entpuppen.

Dieses in vielen Texten vorherrschende Auftrumpfen mit vermeintlich meisterlicher Handhabung der Hochsprache, dieses Vorführen und Zelebrieren von Eloquenz steht zwar selten in einem Bezug zur Realität des Alltages, aber es fällt natürlich nicht einfach so vom Himmel herab, vielmehr hat es seinen klaren Ursprung in der Art und Weise, wie man hierzulande zu der geschriebenen Sprache kommt.

Dieses hohe Deutsch wurde nicht im Leben aufgesogen, sondern es beginnt seine Existenz als Materie und Thema eines Schulfaches, das heisst in unserem Verständnis von wissenschaftlicher Pädagogik als klar definierter und qualifizierbarer Stoff, den die Lernenden *gut*, *nicht so gut* oder sogar *schlecht* assimilieren. Wenn sich dies mit der sich laufend entwickelnden Mediensituation auch geändert haben mag, für Generationen von Kindern bedeutete der Deutschunterricht nichts anderes als das Erlernen und Festigen einer neuen, fremden oder halbfremden Sprache, über welche, im Gegensatz zur Muttersprache, gesprochen und reflektiert wurde und deren Handhabung im schlimmsten Fall schlecht benotet, im besten Fall von glücklichen Lehrpersonen mit freudigem Lob begleitet wird. Man kann es drehen wie man will, ein grosser Teil unserer Literatur nahm ihren Anfang im Schulaufsatz, der allen

Inhaltsnoten zum Trotz, dem Einüben einer neuen Sprache diene und bei dessen Bewertung bezüglich richtig oder falsch nur wenige Zweifel herrschten. Es ist auch nicht verwunderlich, dass dieser Schulaufsatz bis heute seine Spuren hinterlässt, sei es in der bewusst bis zur Literarisierung perfektionierten Form, sei es auf unzähligen Seiten doch sehr korrekter, aber eher unspektakulärer Prosa, die oft so brav und so hochdeutsch daherkommt, als hätte sie sich nie wirklich vom schulmeisterlichen Rotstift des Deutschlehrers emanzipiert. Wenn aber fest steht, dass es der Schule oblag, das *gute* Deutsch zu lehren, zu festigen und durchzusetzen, hatte die Alltagssprache im Schulaufsatz nichts zu suchen. Da waren die Grenzen so eindeutig und klar, dass die Alltagssprache in der Schule während Generationen als Lernstoff nicht existierte. Genau genommen war der Deutschunterricht deshalb immer ein Fremdsprachenunterricht. Ich lernte nicht meine eigentliche Sprache besser kennen, auch nicht, wie ich mit ihr besser umgehen könnte, in der Schule lernte ich Deutsch. Nicht zu übersehen ist auch, dass unsere Literatur nicht nur von der Schule vorgeprägt, sondern auch, dass sie während Generationen zum grossen Teil von einem Lehrerstand mitgeprägt wurde, aus welchem nämlich reihenweise Autoren und Autorinnen hervorgegangen sind. Ein Umstand, der möglicherweise damit zu tun hatte, dass es der Schuldienst literarisch interessierten jungen Leuten zeitlich erlaubte, sich als Schreibende zu entwickeln und zu profilieren. Natürlich beherrschten sie das gute Deutsch, das erlernte Deutsch, und nicht selten beriefen sie sich ihrerseits auf ihre Deutschlehrer und Deutschlehrerinnen, die ihnen die Augen für die Literatur geöffnet und ihnen das Tor zum eigenen Schreiben aufgestossen hätten. Etliche pflegten aber ein Schreiben, als hätten sie den Deutschunterricht nie verlassen, als warteten sie insgeheim noch immer auf das Lob des Lehrers oder der Lehrerin, die sich einst so Mühe gaben, uns von dem unerwünschten Beigeschmack der Alltagssprache zu befreien. Aber seit Robert Walser diesen in Fritz Kochers Aufsätzen auf die unübertreffliche Spitze getrieben hat, kann es in der Literatur ja kaum mehr um das Fortschreiben des Schulaufsatzes gehen!

## Mindersprache

*Von der Geringschätzung und der Hoffnung, dass noch nicht aller Tage Abend ist.*

Aber auch wenn sie in der Schule klar von der Hochsprache getrennt, uns im Schulaufsatz nach Möglichkeit abtrainiert, in der Sprachen-Hierarchie zur Zweitsprache degradiert wurde und in der Bundesverfassung offiziell gar nicht existiert, bleibt unsere Alltagssprache eben doch unsere Muttersprache und damit unsere wirkliche und eigentliche Sprache. Ich spreche absichtlich nicht von unseren Dialekten, weil dieser Begriff schon zum Vorneherein abwertend ist und ich sage "unsere", möchte auch bei diesem Wort bleiben, obschon mir ein lieber Kollege nahelegt, dass es für Autoren kein "wir" und folglich auch kein "unser" geben könne. Ich bleibe aber bei dem "unsere Muttersprache", weil ich sehr wohl weiss, dass ich mit meinen diesbezüglichen Einschätzungen alles andere als allein bin und nüchtern betrachtet, auch recht habe. Wer es sich genau überlegt, kennt seine Muttersprache sehr wohl.

Dass es für die Literatur aber kein Gewinn sein kann, wenn man sich als Schreibender oder Schreibende ausgerechnet seine eigene Muttersprache verkneift, versteht sich wohl von selbst. Dass es aber auch gute Gründe gibt, warum ich diese Gedanken hier nicht in meiner Muttersprache zu ordnen versuche, dass meine Alltagssprache also keine Schriftsprache ist, dürfte allerdings ebenso selbstverständlich sein. Allein die Erwägung, diese Zeilen hier in Berndeutsch zu formulieren, löst schlicht Schwindelgefühle aus, hätte ich dazu doch weder Modelle, noch Vorbilder noch den Mut, noch die Fertigkeit. *Uuhh, das chiem gar nid guet!* Nein, hier folgt also kein Plädoyer für ein vermehrtes Schreiben in unseren Alltagssprachen, sondern lediglich der Versuch, darzustellen welche Rolle diese in der Literatur spielen und spielen könnten.

Wenn es aber immer wieder Vorstösse gibt, unsere Alltagssprachen zu verschriftlichen, sei es beispielsweise in Sonderausgaben einer Gratiszeitung oder auch im Geschäftsbericht des Swatch-Konzerns, könnte man bei dem

grossen Anklang und den vielen positiven Reaktionen darauf, sehr wohl annehmen, dass es da so etwas wie ein Vakuum gibt, wenn auch eines, das schwer zu definieren ist. Stöbert man auch noch in den unzähligen dazu verfassten, oft geradezu schwärmerisch positiven Leserbriefen herum, spürt man bald so etwas wie eine diffuse Sehnsucht nach einer eigenen Schriftsprache.

Gleichzeitig offenbaren solche PR-Übungen aber einen Mangel an Bewusstsein für das Wesen und die Struktur unserer Alltagssprachen, der so eklatant ist, dass man sich beim Lesen dieser so hilflos aus der Schriftsprache übernommenen Sätze, an den Kopf greift. Sie strotzen von Vermischungen, sind nicht Fisch und nicht Vogel, klingen bestenfalls ein bisschen nach Bahnhofbuffet Olten. Ohne das geringste Feingefühl wird absolut plump und respektlos ins Blaue hinaus übersetzt. Aber wer es selbst ernsthaft versucht hat, weiss, dass sich die Alltagssprachen sträuben, sich einfach so leicht und selbstverständlich in Schriftsprachen zu verwandeln. Versucht man es auch noch locker vom Hocker, weil man sich in der vermeintlich vorherrschenden Anarchie der Grammatik für unfehlbar hält, muss das schief gehen, denn auch wenn sie Dialekte genannt werden, sind unsere regionalen Alltagssprachen vollwertige eigentliche Sprachen, welchen man mit wortwörtlichen Übertragungen aus einer vorgefassten Form von Standarddeutsch entschieden nicht gerecht werden kann. Auch wenn sie weniger festgeschrieben sind als die höher eingestuften Varianten, haben sie ihre Gesetzmässigkeiten. Es geht dabei nicht um richtig oder falsch, es geht um Klang, um Musik, um Form, es geht um ein Mindestmass an Ästhetik und Selbstrespekt! Und dies um so mehr, als unsere so achtlos "gefeierten" Dialekte ihre Minderwertigkeit leider gewissermassen eingebaut haben. Nach den ihnen permanent widerfahrenden Abwertungen werden sie unbewusst längst nur noch als Rumpfsprachen, als Seitenwagen der "richtigen" Sprache wahrgenommen. Jeder meint, sie blind zu beherrschen, ohne sich je wirklich mit ihnen auseinandergesetzt zu haben. Diese diesbezüglich grassierende Selbstüberschätzung ist aber der Ursprung zahlreicher haarsträubend schlechter Dialoge in Film und Fernsehen und von ebenso haarsträubend unsäglichen Texten in der Werbung. Ist es so schwer zu verstehen, dass der Stift oder die Sekretärin nicht unbedingt die bestmöglichen

Übersetzer sind für einen Werbetext, der von einer deutschen Agentur nach Zürich kommt?

Aus solchen Vorhaltungen, die wahrlich nicht aus der Luft gegriffen sind, sollte man aber keinesfalls folgern, dass sich unsere Alltagssprachen überhaupt nicht verschriftlichen liessen, dass sie also an sich nicht geeignet sind, aufgeschrieben zu werden. Das wäre der völlig falsche Schluss! Vielmehr fehlt für alles, was über das längst übliche Schreiben von SMS hinausgeht einfach die ganze Kultur, das heisst die Tradition, das Fachwissen und das Können. Niemand hat uns gezeigt, worauf zu achten ist und wie man das macht. Wir schreiben unsere Schriftsprachen und entbehren die Erfahrung und die Übung, mit den gesprochenen Alltagssprachen schriftlich umzugehen. Und noch einmal sei es wiederholt: Nur weil wir uns nie bewusst mit ihren Eigenheiten und ihren Strukturen auseinandergesetzt haben und nur, weil die auch in keiner offiziellen Grammatik festgeschrieben sind, heisst das nicht, dass sie nicht vorhanden wären.

Möglicherweise liegt hier auch einer der Gründe, warum literarische Texte, die direkt aus unserer alltäglichen Sprachrealität heraus entstehen, so gerne unterschätzt oder falsch eingeordnet werden. Da gibt es längst unterschiedliche Traditionen und Schulen, die ausser, dass sie nicht "hochdeutsch" klingen, überhaupt nichts gemein haben. Die sogenannte Dialekt-Literatur schliesst längst nicht mehr alles mit ein. Auch hier lohnt es sich, mit überholten Begriffen vorsichtig umzugehen.

So gibt es in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich reihenweise Dichter und Dichterinnen, die im Bewahren und Feiern ihrer jeweils natürlich besonders schönen Mundart eine Aufgabe sehen. Unter ihnen gibt es wahre Meister im Abbilden und Besingen eines regionalen Lebensgefühls und es ist ja auch ganz wunderbar, wenn gepflegt wird, was danieder zu liegen scheint. Diese Art von Dialektpflege mag unter denkmalschützerischen Aspekten auch ihre Verdienste haben, und all den unermüdlichen Förderern und Kämpfern für ihre unverfälschten Dialekte sei für ihre Anstrengungen Respekt gezollt, aber mit Literatur und Kunst hat das nichts zu tun! Und zwar aus dem einfachen Grund, dass jegliches literarische Schaffen, das diesen Namen verdient, hinaus strebt ins Unbekannte, sprachlich immer Neuland sucht und zwar mit

möglichst frischen unverbrauchten Mitteln, also nichts zu tun hat mit jenem musealen Ausstellen von Sprache, bei welchem vom Aussterben bedrohte Wörter aufgespiesst und in Texte gesteckt werden wie Schmetterlinge an die Wand.

Der diesbezüglich als grosse Ausnahme und als wahrer Pionier geltende Altmeister Kurt Marti wusste sehr wohl, warum er seiner berühmten, nicht hochsprachlichen Textsammlung *Roseloui*, den Untertitel beifügte: "Gedichte in der Berner Umgangssprache". Ungleiches sollte nicht vermischt oder verwechselt werden. Mit der gängigen Dialektliteratur hatten er und seine Texte nämlich rein nichts am Hut.

Wie wir wissen, ist Sprache in der Literatur nicht nur Medium, sondern auch Material. Kurt Marti forderte damals, dass sich jene Literatur, die vor allem für das erwähnte, besonders voreingenommene Verhältnis zur Heimat stand, sich nicht nur der Tradition verpflichtete, sondern diese auch weiter entwickle, indem sie sich der literarischen Moderne öffne. Ich glaube, er forderte, dass diese Texte aufhörten, mit einer vermeintlichen Unschuld, mit der vermeintlich heilen, meistens ländlichen Heimat zu kokettieren. Er forderte Gedichte, die sich der Lebensrealität des Zusammenhangs stellten, aus welchem sie herauswachsen, Gedichte, die aufhörten, so zu tun, als würde sich die Welt nicht rasend schnell verändern. Das heisst, er forderte auch in der Alltagssprache, von ihm Umgangssprache bezeichnet, eine literarische Auseinandersetzung mit dem Hier und dem Jetzt, die nur dann eine ist, wenn sie aufhört mit dem Selbstbetrug der leider verschwundenen, in der überholten, vermeintlich echten, schönen Sprache aber noch fassbaren heilen Welt.

Tatsache ist, dass diese Forderungen mittlerweile grösstenteils erfüllt worden sind, dass dieser Literatur, die sich an unseren Alltagssprachen festhält, eine nicht zu übersehende Aufwertung widerfahren ist. Nicht nur hat sie die Formen, die Sprachelemente des 20. Jahrhunderts absorbiert, es gibt mittlerweile sogar Texte, Romane und Prosatexte, die das ehemalige Mundartghetto bis in die Bestsellerlisten hinein gesprengt haben und sich sprachkünstlerisch durchaus mit hoch- oder standardsprachlichen Texten messen können.

Zudem haben sich wie schon erwähnt, unter dem etwas unglücklichen Sammelbegriff *Spoken word* nicht nur neue Textformen sondern auch neue Wege der Vermittlung



entwickelt. Die schönen Regionalsprachen werden nicht mehr nur zum Schönreden ihrer eigenen Unverwechselbarkeit missbraucht, sie sind tatsächlich Material geworden, aus welchem sich sowohl modernste, einfache, an die *Arte Povera* angelehnte *Readymades* oder Sofortgedichte, wie auch ganze, ebenso moderne Romane gestalten lassen.

Es ist also offensichtlich, dass sich etwas tut, das die Sprachlandschaft der Literatur aus ihrer Erstarrung erweckt. Es ist auch überhaupt nicht auszuschliessen, dass es sich bei der hier skizzierten Vitalisierung des alltagssprachlichen Schreibens diesmal nicht einfach um eine weitere jener "Mundartwellen" handelt, die von Zeit zu Zeit über die Literatur der nichtlateinischen Schweiz hereinzuschwappen pflegten. Noch ist keine Ebbe in Sicht. Diesmal scheint es tiefer zu gehen, was sich unter anderem aus dem Aufbrechen des Tabus, Helvetismen zu vermeiden, folgern lässt. Die klare Trennung zwischen den Sprachen wird immer öfter gelöchert und durchbrochen. Zahlreich sind die Texte, die zwar nicht ausschliesslich in einer Alltagssprache geschrieben wurden, in deren Dialogen, in deren bildlichen Wendungen und in deren Satzmusik sie aber zunehmend eine Rolle spielen.

So innovativ und überraschend wie diese Entwicklungen für viele daherkommen mögen, auch hier ist natürlich anzufügen: Nichts Neues unter der Sonne! Tatsächlich spricht schon der gute alte Bitzios davon, wie ihm beim Schreiben immer wieder die Feder durchbrennt, indem sie sich an die Art und Weise klammern wollte, wie seine Figuren wirklich gesprochen hätten. Er beklagt sich sogar richtiggehend darüber, dass dies gegen seinen Willen geschieht, aber fast nicht zu vermeiden sei. In seinen Romanen sind denn auch immer wieder berndeutsche Dialoge zu finden, die an Alltagsnähe, an Träufheit und an Deftigkeit kaum zu überbieten sind und die durchaus als einer der eigentlichen Ausgangspunkte unseres nicht hochsprachlichen Schreibens betrachtet werden müssen.

Nun mag man gegen Gotthelf vorbringen, was man will, es gibt sogar Stimmen, die meinen fragen zu müssen, ob man Gotthelf überhaupt noch lesen könne. Eine Frage, die etwas peinlich anmutet, wenn man bedenkt, dass man weiterhin landauf und landab auf seine Texte zurückgreift und damit allenthalben auf der Bühne und im Film ziemlich respektlos macht, was man gerade will. Fest steht aber, rein sprachlich hatte Gotthelf ein

Selbstbewusstsein, dem höchstens dasjenige von Niklaus Meienberg nahe kam und das sich die Schreibenden sehr wohl vermehrt zum Vorbild machen dürften. Immerhin war Gotthelf seiner schweizerischen und bernischen Sprache zum Trotz in Deutschland sehr erfolgreich, obschon er Hochdeutsch Mordioddeutsch nannte, wie gesagt, allgemein ziemlich unbekümmert ans Werk ging und sich unwillig zeigte, seinen Stoff von der Sprache zu trennen, um sich unter eine importierte Sprachhaube zu begeben.

Ein vergleichbar gesundes sprachliches Selbstbewusstsein hatte auch der grosse Fritz, wie die folgende Anekdote zeigt, bei der ich allerdings nicht mehr weiss, woher genau ich das Zitat habe.

"Schon Friedrich Dürrenmatt schmuggelte Helvetismen in die Hochkultur - und schon Dürrenmatt musste sich dabei Diskussionen stellen. Berühmt ist der Fall aus seinem Theaterstück «Romulus der Grosse», wo es bei den Proben zu einem Eclat kam, weil der Kaiser dort statt Frühstück ein «Morgenessen» bestellt. Der deutsche Darsteller des Romulus wand sich. «Sicher ein grossartiges Stück, aber «Morgenessen» ist nun einmal nicht Deutsch, das heisst Frühstück», so soll er gesagt haben. Wütend setzte sich Dürrenmatt hin und schrieb die Szene um. Nach wie vor verlangt Romulus das «Morgenessen». Der Zeremonienmeister korrigiert: «Exzellenz, es heisst Frühstück», worauf Romulus entgegnet: «Was klassisches Latein ist in diesem Haus, bestimme ich.»

Genau dies ist die Haltung, die es einzunehmen gilt, wenn ein deutscher Kritiker einer hochbegabten Kollegin beim Besprechen eines ihrer Romane absurderweise meint vorrechnen zu müssen, dass sie eine Karotte nicht Rübli nennen dürfe.

Und es ist die einzige Haltung, die uns gegen den oft zu hörenden Vorwurf schützt, etwas vom Unangenehmsten an uns Schweizern und Schweizerinnen sei unsere Unentschiedenheit und unser Mangel an Selbstvertrauen und Selbstachtung, was unsere Sprache betreffe.

## **Dritter Zwischenhalt**

*Es verändern sich die Kommunikationsmethoden, die Alltagssprachen finden neue Anwendungsbereiche. Auch in der Literatur! Wenn nicht rasender Wandel, doch auffallende Veränderungen. Weitere Entwicklungen sind absehbar.*

*Geht alles einfach so weiter? Wie sich einrichten im Umbruch? Und was bedeuten die Veränderungen für die Mitbürger in der Romandie, im Tessin?*

*Selbstbewusstsein bleibt sicher ein Schlüsselwort. Ja, Selbstbewusstsein! Selbstbewusstsein ist an sich sicher gesund und gut, aber selbstbewusst gegenüber wem?*

*Ist sprachliches Selbstbewusstsein in der Literatur nicht gefährlich, möglicherweise Ausdruck von Überheblichkeit, von Chauvinismus, Lokalpatriotismus? Droht der Kleingeist? Der Kantönligeist! Die Gefahren, missverstanden zu werden sind immens. Der Applaus von der falschen Seite garantiert. Grenzen, Schranken, Fallen, Hinterhalte überall! Bitte Rasen nicht betreten! Die Walliser haben recht: Besser zu viel gefressen, als zu viel geredet. Aber jetzt noch zurück? Nein, es geht auch um Emanzipation und Selbstrespekt, es geht auch nicht nur um die Schweiz.*

*Kühlen Kopf und klare Linien bewahren. Unamuno hat recht. Die Welt ist nur ein grösseres Bilbao. Und Bern ist Bilbao. Und Babel ist überall.*

*Wer bis hier durchgehalten hat, soll belohnt werden: Mit klaren Forderungen und entsprechend verheissungsvollen Aussichten.*

## **Meine Sprache**

*Der aufrechte Gang durch Babel will geübt sein.*

Are you German?

No, I am Swiss.

I see, you are German Swiss.

No, I am Swiss.

You mean, you are Swiss German.

No, I am Swiss.

But you speak German.

Yes, Swiss German.

That's what I said.

What do you mean?

You are Swiss German!

Ja, es gibt sie, die Missverständnisse; es gibt sie die Arroganz der Macht; es gibt sie die selbstzufriedenen Grossstaatler und es gibt sie, die besoldeten Bedenkenträger. Letzteren sei abermals gesagt, es bestehe kein Zweifel, dass unsere Sprache und unsere Literatur zum Deutschen Sprachraum gehören. Niemand will ihrem Deutsch an den Kragen. Und ja, wir wissen es: Nie hat man uns, historisch betrachtet, je von aussen eine Sprache aufgedrängt.

Sprachen werden, wie schon C.A.Loosli wusste, geboren, blühen auf und verschwinden. Alles klar. Auch unsere sprachlichen Vorfahren entwickelten ihre Hochsprachen, einigten sich zeitweilig auf ein gewisses Schriftdeutsch, das heute noch lustig klingt und natürlich haben wir zu der sogenannten Gemeinsprache Deutsch unseren Teil beigetragen. Allerdings waren wir auch einmal so etwas wie die Dorftrottel Europas. Ein kleines Land, das von der Reisläuferei leben musste, ein armes Land, ein unterentwickeltes, bergiges Randgebiet in jedem Sinn. Nichts von Mitten in Europa! Und dies nicht vor Ewigkeiten! Als ich einmal in einem Landgasthof in Schleswig-Holstein bei einem Bier gefragt wurde, was ich für einer sei und darauf antwortete, ich sei Schweizer, meinte der Mann neben mir an

der Theke: "Schweizer? Ich auch!" Aber er meinte damit seinen Beruf. Vielerorts war und ist ein Schweizer ein Küher, also jemand, der sich im Stall und auf dem Hof um die Milchkühe kümmert. Bis über das 19. Jahrhundert hinaus mussten sich junge Leute, sowohl als Melker, als auch als Käser, Konditor oder als Magd im Ausland verdingen.

Heute gehört die Schweiz zu den erfolgreichen Nationen. Wir müssen nicht mehr auswandern, heute wandert man zu uns ein. Heute assoziiert man im Ausland die Schweiz mit Wohlstand und nicht selten mit Geschäftstüchtigkeit. Dieser Wandel lässt sich sprachlich dadurch abfedern, dass sich vielerorts, sowohl in Firmen, Banken und Hochschulen, Englisch als eine zweite Umgangssprache etabliert. Für normalsterbliche Einheimische bedeutet dies jedoch noch lange nicht das Ende der Geschichte. Es verkomplizieren sich die Umstände, es multiplizieren sich die möglichen Blickwinkel, ein gewisses Malaise bleibt. An Diagnosen und Rezepten besteht kein Mangel. "Man sollte...", "Man müsste...", "Wenn man nicht endlich...!" Wer über längere Zeit die an- und abschwellenden Sprach-Diskussionen verfolgt, kennt sie alle die Vorhaltungen, die Ratschläge und Forderungen der vermeintlich zuständigen grossen und kleinen Instanzen hüben und drüben.

Irrungen und Wirrungen noch und noch!

Sicher ist aber, wer meint, den Schweizern und Schweizerinnen, die sich angeblich so weltfremd in ihren Dialekt verkriechen, sei nur noch mit dem Psychiater zu helfen, hat einfach noch nie daran gedacht, dass diese sich möglicherweise gar nicht verstecken wollen, sehr wohl aber gerne einfach lieber ihre eigentliche Sprache sprechen, weil ihnen diese nämlich nicht nur am leichtesten über die Lippen geht, sondern weil sie in dieser die Hoheit besitzen und selber bestimmen über richtig und falsch. Es gibt nämlich sehr wohl Schweizer und Schweizerinnen, die sich sprachlich emanzipieren, das heisst, sich entkolonialisieren möchten.

Ich gehöre zu ihnen.

Es ist auch nur teilweise richtig, wenn – natürlich verallgemeinert gesprochen - gerne behauptet wird, die Schweizer und Schweizerinnen hätten einen Komplex wegen ihrer langsamen und sperrigen Dialekte. Einen Komplex haben tatsächlich sehr viele, aber nicht wegen ihren Alltagssprachen, diese kommen ihnen selbst weder sperrig noch langsam vor,

sondern sie haben einen Komplex, weil sie anstatt eine eigene, nur eine von aussen definierte Hochsprache besitzen. Das Dilemma ist nicht zu übersehen: Obschon wir sprachlich in den deutschen Kulturkreis gehören, sind wir nämlich keine Deutschen. Dies auszusprechen, hat nichts mit Chauvinismus zu tun, auch nichts mit Nationalismus. Das ist einfach so. Das eigene Sprechen aber in einer Kultur richtig einzuordnen, die sich nicht mit der eigenen deckt, fällt nicht allen leicht. Auch dies ist keine Wertung, auch kein Ausspielen, sondern eine Tatsache. Der Schweizer und die Schweizerin, die auf Grund ihrer Deutschsprachigkeit in Ländern wie England oder Amerika als Deutsche empfangen werden, können sich nicht gemeint fühlen und geraten leicht in eine Position, in welcher ihnen unwohl ist. Und wenn mir wegen meiner Deutschsprachigkeit im fussballverrückten Spanien zum Weltmeistertitel gratuliert wird, ist das zwar absurd, aber es kommt vor und so sehr es mich belustigt, verweist es auf einen kaum lösbaren Widerspruch. Auch dies ist kein Vorwurf, hat auch nichts damit zu tun, welche Wertschätzung ich unseren Nachbarn und Nachbarinnen entgegenbringe, das hat lediglich damit zu tun, dass ich als Mensch ein anderes Selbstverständnis habe als mein Freund in Niedersachsen.

Ich liebe die Deutsche Sprache. Ich habe mehr auf Deutsch gelesen, geschrieben, geredet als in jeder andern Sprache. Deshalb weiss ich es genau: Ich bin kein Deutscher, es geht auch nicht darum, ob ich einer sein wollte oder könnte. Ich bin keiner.

Im Hochdeutsch der Nachbarn bin ich gerne zu Gast, sehr gerne sogar, aber gleichzeitig betrachte ich es als mein Recht, mich auch in meiner eigenen Sprache zuhause fühlen und mich durch sie definieren zu dürfen, unabhängig davon, ob in der alltäglichen oder in der höher sprachlichen Variante.

Auch das hat nichts mit Abgrenzung zu tun, hier geht es um Ordnung und um meinen Selbstrespekt. I am not what I do not speak.

In Spanien bin ich zwar schon gegen meinen Willen für jemanden gehalten worden, der ich nicht bin, ich habe dort aber auch Erhellendes beobachtet. Ich habe mich nämlich gefragt, wie es kommt, dass sich so viele Spanier und Spanierinnen in Sprachverhältnissen, die sich durchaus mit den unseren

vergleichen lassen, so ganz anders und vor allem so viel souveräner verhalten als man dies hier dies mehrheitlich tut. Bekanntlich hat Franco nur Spanisch, genauer gesagt nur Kastilisch toleriert und sämtliche anderen Sprachen unterdrücken lassen. Allerdings ohne Erfolg. Wie genau es sich mit dem Galizischen und dem Baskischen verhält, kann ich nicht aus persönlicher Erfahrung beurteilen, aber vom Katalanischen und dem diesem sehr nah verwandten Valenzianischen weiss ich, dass diese Sprachen in den letzten Jahren erblühten und vor Selbstbewusstsein strotzen. Nun sind dies zwar beides eigentliche anerkannte Sprachen, mit einer eigenen Literatur und dem entsprechenden Stellenwert in den Lehrplänen der Schulen, aber sie waren über Generationen für viele Menschen genau das, was für uns die sogenannten Mundarten sind. Sie wurden gesprochen, offiziell existierten sie jedoch nicht. Wie kommt es nun, dass alle Valencianer und alle Valencianerinnen und bei allem dort vorherrschenden Nationalismus eigentlich auch alle Katalanen und alle Katalaninnen, ganz anders als wir, zwischen ihrem Spanisch, das hier unserer Standardsprache entspricht, und ihren eigentlich Alltagssprachen ohne das kleinste Problem hin und her wechseln? Zweisprachige Unterhaltungen quer über Tische hinweg und mitten durch Partnerschaften hindurch sind absolut üblich und selbstverständlich. Da kommt niemand ins Stottern, niemand verändert seine Persönlichkeit, niemand fühlt sich dabei genötigt. Ganz anders als bei uns sprechen alle unbeschwert mit zwei Zungen, bleiben dabei entspannt und locker, Komplexe gibt es nicht.

Die Erklärung ist eigentlich ganz einfach. Beides sind wirklich ihre eigenen Sprachen. Egal ob sie sich in ihrem kleineren, lokalen oder grösseren, nationalen Kulturkreis bewegen, ihre Sprachen decken sich mit den vorhandenen politischen Strukturen. Das heisst, sie sind zweimal Herr ihrer Sprache. Anders bei uns: Meine Hochsprache hat bei allem Gerede über die Helvetische Standardsprache ihr Zentrum ausserhalb meiner Kultur. Meine Schriftsprache und meine Kultur decken sich nicht, unsere Hochsprache ist ein Importprodukt und was da richtig und falsch oder gängig ist, wird nicht von uns Sprechenden bestimmt.

Deshalb: Die Schweiz ist heute nicht mehr die Schweiz von gestern und nicht jeder, der lieber seine eigene Sprache spricht,

tut dies um sich abzuschotten oder um andere auszugrenzen. Er und sie tun es, weil sie es sich heute erlauben können, die wirklich eigene Sprache sprechen zu wollen, was weltweit so ziemlich normal und üblich ist.



## **Ihre Sprache**

*Dass der Respekt für andere mit dem Selbstrespekt beginnt.*

Dass der Anspruch, seine eigene Sprache zu sprechen, kein unhöfliches Verhalten rechtfertigt, versteht sich von selbst. Rein nichts entschuldigt das Brüskieren von Menschen bezüglich ihrer sprachlichen Möglichkeiten.

Anstand geht immer vor.

Unter den gegebenen Umständen gilt es aber zwischen Höflichkeit und vorseilender Anbiederung zu unterscheiden. Auch wenn man dabei vielleicht schräg angesehen wird, ist es alles andere als verwerflich, Unbekannten erst in der eigenen Sprache zu begegnen. Es macht allerdings keinen grossen Sinn, beispielsweise in den peruanischen Anden, Kenntnisse meiner Sprache vorzusetzen. Gerade dort, ganz oben auf dem Machu Pichu kam ich einmal mit einem anderen Touristen ins Gespräch, indem ich ihn auf Spanisch ansprach, worauf er auf Englisch antwortete, allerdings so gebrochen, das ich meinte, Französisch rauszuhören. In meinem Französisch wiederum vermutete er einen Deutschsprachigen, aber an seinem Deutsch erkannte ich den Akzent eines Berners und so haben wir uns über Umwege, die für Kleinstaatler nicht unüblich sind, in unserer gemeinsamen Sprache wiedergefunden.

In der ganzen Welt, auf Anhieb selbtherrlich die eigene Sprache einfordern zu dürfen, ist dagegen ein höchstens den Amerikanern und den Amerikanerinnen vorbehaltenes Privileg. Was jedoch nicht bedeuten darf, dass nicht auch meine Sprache irgendwo als selbstverständlich gelten muss und wenn auch nicht in der ganzen Welt, irgendwo zuhause sein darf. Gesteht man ihr dieses Recht nicht zu, ist es um ihre Daseinsberechtigung und ihr Ansehen schlecht bestellt. Die eigene Sprache immer nur zu verstecken ist sowohl für sie wie für mich als Sprecher höchst ungesund.

Auch leben wir in einer von globalisierten Medien geprägten Zeit, in welcher sich gewisse Sprachgrenzen nicht nur verschieben, sondern auch auflösen. Auf dem Display von meinem Telefon erscheinen die abenteuerlichsten Nummern und wenn akzeptiert

wird, dass ich aus Frankreich oder aus Indien auf Französisch und Englisch angesprochen werde und zwar mit der allergrössten Selbstverständlichkeit, sehe ich nicht ein, warum es eine Unhöflichkeit sein soll, wenn ich in meinem sprachlichen Lebensrahmen, in meinen Lebenszusammenhängen dem Unbekannten gegenüber zuerst meine eigene Sprache anwende, wenn ich es also wage, in meinem Lebensbereich die Kenntnis meiner Sprache vorauszusetzen. Meine Sprache ist keine Weltsprache, aber es ist meine Sprache, die ich, wie schon erwähnt, nicht selbst gewählt habe. Nein, meine Sprache gehört nicht unter den Teppich geschoben, wenn ich mich nicht freiwillig sprachlich gegenüber andern degradieren will. Alle Sprachen sind gleichwertig und es ist nicht vermessen, sondern emanzipativ, wenn man einfordert, was einem gemessen an der Allgemeinheit zusteht.

Umso mehr, als diese so typische Beflissenheit, mit welcher man bereit ist, sich selbst zu beschränken, oft auch kontraproduktiv sein kann.

Erinnert sei an das vorgängig skizzierte, so leblos verlaufene Gespräch nach der Lesung von Hugo Löetscher. Ich erinnere mich aber auch an Diskussionen unter Kulturschaffenden, die sich wirklich um lokale Probleme und Konflikte drehten und bei welchen die von institutioneller Seite, aus angeblicher Rücksicht einer nicht identifizierten Minderheit gegenüber, eingeforderte Hochsprachlichkeit die wirklich überfälligen Auseinandersetzungen sogar verhinderte. Im Besonderen erinnere ich mich an eine Diskussion bei der die Teilnehmenden plötzlich befangen agierten, bei der die zuvor noch hochkochenden Emotionen eingedämmt und der anstehende Krach vertagt wurde. Um richtig streiten zu können, braucht es eben doch oft die vertraute Alltagssprache und ja, die Frage sei erlaubt: Bei welcher Versammlung in Genf wäre man bereit, wegen eines einzigen anwesenden Deutschschweizers für die Diskussion gleich die Sprache zu wechseln?

Das kann nur dort passieren, wo es an Selbstbewusstsein fehlt. Es muss mir auch erlaubt sein, aus Deutschland angereiste Gäste einmal der lokalen Sprache auszusetzen, um sie von dem Irrglauben zu befreien, bei meinem mangelhaften Hochdeutsch handle es sich um das bei ihnen so berüchtigte, aber wie schon erwähnt, nur als Sammelbegriff existente Schweizerdeutsch. Ist die Situation dann geklärt, gebietet der Anstand ebenso

selbstverständlich, danach die vorhandenen sprachlichen Ressourcen rücksichtsvoll zum Wohle aller Anwesenden zu mobilisieren. Alles andere ist kindisch und unreif und es schmerzt, dabei sein zu müssen, wenn die eigenen Landsleute vor deutschsprachigen Nichtschweizern ihre Kenntnisse verstecken, besonders wenn es sich auch noch um Freunde und Verwandte handelt, von denen man weiss, wie beflissen sie Menschen aus anderen Sprachkreisen, seien es beispielsweise Amerikanerinnen oder Franzosen, entgegenzukommen bereit sind.

Oft wäre es so leicht und so billig, ein bisschen höflicher zu sein und eigentlich ist diese Haltung, nicht in die Sprache des Gegenübers zu wechseln, obschon man dieser mächtig wäre, auf jene Dummheit zurückzuführen, die leider über Landes- und Sprachgrenzen hinweg nicht auszurotten ist. Nichtsdestotrotz kann es vorkommen, dass ein solches, vordergründig unerklärliches Verhalten bewusst oder unbewusst historisch und politisch motiviert ist. So wie es in Osteuropa Leute gibt, die vorgeben, kein Russisch zu sprechen, gibt es Holländer und Holländerinnen, die sich weigern Deutsch zu sprechen und es gibt Schweizer und Schweizerinnen, die der Ansicht sind, vermessen oder nicht, dass jedes Entgegenkommen seine Grenzen hat, besonders dann, wenn es dauerhaft nicht mal als solches erkannt und entsprechend gar nicht geschätzt wird. So lässt sich vielleicht auch erklären, warum Deutsche mit ihren an sich begrüßenswerten Anstrengungen, eine Lokalsprache zu erlernen, vielerorts anstatt auf Unterstützung, nur auf nasenrümpferische Ablehnung stossen, von einfachen Gemütern sogar lächerlich gemacht werden. Eigentlich eine unentschuld bare Haltung, hinter der sich die Rache des kleinen Mannes an jener sprachlichen Überlegenheit versteckt, die, solange das hohe Deutsch das Mass aller Dinge ist, ertragen werden muss.

Allerdings wäre es vernünftiger, diesbezüglich mitzuhelfen, einen Bewusstseinswandel anzustreben, anstatt sich in der weltfremden Herabminderung der Lernbereitschaft anderer zu suhlen. Diese Absurdität kann sogar so weit getrieben werden, dass, wie ein Betroffener berichtet, Berndeutsch mit serbischem Akzent in der Schweiz für normaler gehalten wird als Berndeutsch mit hochdeutschem Akzent.



## Zwei Sprachen

*Muttersprache! Fremdsprache! Und plötzlich wird es ernst.*

Meine Sprache, ihre Sprache und Konfliktpunkte überall! Tiefer Nebel über dem Mittelland. Aber wie angekündigt, sind Aufhellungen in Aussicht: Man braucht die Kinder bloss bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Und um noch eine Redensart hinzuzufügen: Ohne sie gleich mit dem Bade auszuschütten! Für mich ist also klar, dass meine Alltagssprache meine Muttersprache ist und dass ich meine Schrift- und Hochsprache als meine erste Fremdsprache betrachte.

Das mag in gewissen Ohren ketzerisch klingen, aber so ist es. Meine Hochsprache ist mir zwar vertraut, ich lese und schreibe sie sogar anstrengungsloser als meine eigene Alltagssprache, spreche ich sie jedoch unter Deutschen, merke ich sehr bald, wo Gott hockt! Dann merke ich auf der Stelle, dass diese Sprache wirklich nicht mir gehört und dass sie in diesen mir fremden Mündern, fast unerreichbar fremd klingen kann.

Ich möchte sie auch nicht als Halb-Fremdsprache bezeichnen, was sie für mich in meinem Mund vielleicht sein könnte, sicher aber nicht in jenen zahlreichen Mündern in meiner Umgebung, welche sie so vorsichtig, so verhalten, so unsicher sprechen wie man das wirklich nur mit einer Fremdsprache tut.

Die Forderung muss also lauten: Meine Alltagssprache ist meine Muttersprache und Deutsch ist meine erste Fremdsprache! Und gefordert wird dies nicht etwa aus schulpolitischen, sondern aus gesellschaftlichen Gründen. Es ist an der Zeit, ein bisschen Mut zu beweisen, damit sich wenigstens diese beiden Begriffe klären und sich das Karussell der immer nur halbherzig geführten Debatten nicht bis in alle Ewigkeit klingelnd im Kreis drehen muss.

Natürlich braucht das Mut.

Und natürlich ist es befremdlich im Zusammenhang mit unserem guten schönen Hochdeutsch von Fremdsprache zu sprechen.

Aber tragisch ist es nicht. Alle Sprachen sind auch Fremdsprachen. Dessen ungeachtet habe ich schon erlebt, dass mich Kollegen und Kolleginnen, nachdem ich ihnen dieses Konzept erläutert hatte, anschauten, als hätte ich nicht alle

Tassen im Schrank. An einen Blick erinnere ich mich noch genau: Er war nicht nur voller Unglauben, da war sogar Mitleid! Als gäbe es nicht links und rechts allenthalben Widersprüche, Ungereimtheiten, noch und noch Halbbatziges, das zumindest in meinen Ohren nach einer Rosskur schreit.

Da gibt es nämlich Bildungspolitiker, auch Bildungspolitikerinnen, die einerseits die Idee, unsere Schriftsprache als Fremdsprache zu bezeichnen für völlig abwegig halten, gleichzeitig aber zu Protokoll geben, viele Lehrpersonen würden sich mit der Standardsprache schwer tun und gegen die Verfügung, sie vermehrt anzuwenden, wehren, weil sie für sie fremd sei. Wer einmal an einem Elternabend war, weiss, dass dem so ist.

Und es gibt Schuldirektoren, die öffentlich beklagen, dass Lehrpersonen mit Standarddeutsch Mühe bekundeten, weil es nicht ihre Muttersprache sei. Die gleichen Herren verschliessen sich aber der gedanklichen Konsequenz, dass folglich das Modell der doppelten Muttersprache über das Papier hinaus, auf welchem es in Akademia so fleissig weiter- und rumgereicht wird, wertlos ist. Sie wollen auch nicht erkennen, dass es erstens eine Muttersprache geben muss, um die man sich auch zu kümmern hätte und dass man zweitens, eine Sprache die jemandem offensichtlich fremd ist, besser auch als solche bezeichnet. Wo immer ein Begriffsnotstand herrscht, sollte man versuchen, diesen zu bereinigen. Deshalb noch einmal: Ist meine Alltagssprache meine Muttersprache oder nicht?

Wenn ja, ist die später erlernte und deshalb nachgeordnete Hochsprache eben eine Fremdsprache und soll als solche behandelt werden, was auch heisst, dass meine Zweisprachigkeit bis in die Bundesverfassung hinein anerkannt und damit die Einschätzung meiner Sprachkompetenz aufgewertet werden muss. Es soll endlich zur Kenntnis genommen werden, dass unsere Kinder schon vor jeglichem Frühfranzösisch, noch vor dem Frühenglisch zweisprachig sind und basta! Es gibt überhaupt keinen Grund, warum ihnen das nicht angerechnet werden sollte und es gibt ebenso wenig einen Grund, warum sie nicht in beiden Sprachen unterrichtet werden sollten.

Im Gegenteil: Den Kindern ist nichts dringlicher zu wünschen als ein positives Verhältnis zu ihrer Muttersprache, welches nicht nur für das Erlernen und Beherrschen der Standardsprache unabdingbar ist, sondern auch für die Entwicklung eines

gesunden sprachlichen Selbstbewusstseins. Ein solches geht aber so vielen Landsleuten, wie wir gesehen haben, leider völlig ab. Und zwar aus einem einfachen Grund: Weil sie ihre eigentliche Sprache nicht akzeptieren und ihre vermeintliche Muttersprache nicht wirklich aus ihrem Innern heraus selbstbewusst zu sprechen vermögen.

Ja, was tun wir uns an? Unsere Sprache ist nun einmal jene, die wir am liebsten und am besten sprechen! Und weil es ohne Hochsprache nicht geht, gilt es sich zu bemühen, auch diese so zu sprechen, dass sie uns Spass macht. Das heisst, so wie wir es für richtig halten, ohne Skrupel in unserem Ton, ohne Angst vor Helvetismen und unter dem lustvollen Einbezug der Reichhaltigkeit unsere Alltagssprachen.

Das von hinter sieben Hecken hervorgewürgte Drückebergerdeutsch hat ausgedient!

So einfach ist das. Jedes Trittbrettfahren nimmt einmal ein Ende. Unsere Hochsprache darf bis in die Medien und die Literatur hinein so sein, wie sie eben ist und nicht wie selbsternannte Autoritäten meinen, dass sie sein sollte. Fortan brauchen sich unsere nichtlateinischen Magistraten in Deutschland und Österreich keiner sprachlichen Häme mehr auszusetzen; fortan dürfen sie mit Hilfe von Dolmetschern ihre Pflichten in ihrer angeborenen Sprache wahrnehmen und sich dabei besser fühlen. Und noch einmal: Das ist kein nationaldenkerisches Zweifelsgut. Hier werden keine chauvinistischen Brötchen gebacken, hier geht es nur um sprachliches Wohlbefinden und zwar für alle.

## Neusprache

*Jeder Sonnenaufgang nimmt seinen Anfang im Lehrplan.*

Die Zeiten, als Regionalsprachen als hinterwäldlerisch galten und von selbstherrlichen zentralistischen Mächten verboten oder sogar ausgemerzt wurden, sind vorbei. Weil aber das Bewusstsein für die Eigenständigkeit der Sprachen noch mangelhaft ist, braucht es einen ausbalancierten Deutschunterricht. Dazu anerkennt die Schule, dass die sogenannten Mundarten unsere Sprachen, sogar unsere Muttersprachen sind und sie sorgt dafür, dass die Kinder das Wunder der Kommunikation uneingeschränkt auch in diesen erleben dürfen. Die Freude, mit verschiedenen Mitteln und in verschiedenen Formen, sei es mündlich, schriftlich oder auch mit Hilfe eines elektronischen Programms, mit der Welt sprachlich in Verbindung treten zu können, wird nicht getrübt oder gar unterdrückt durch anhaltendes Unvermögen in einer neuen oder noch zu erlernenden Sprache. Und die Kinder haben das Recht, die Sprache, die die ihre ist, mit der sie sich die Welt zuerst ertasteten, auch die ihre nennen zu dürfen.

Auch dazu braucht die Alltagssprachen Verankerung und Gewicht im Lehrplan.

Wie die Hochsprache haben auch Alltagssprachen eine Geschichte, ändern und entwickeln sich, Wörter kommen und gehen oder wandeln sich. So weckt der Sprachunterricht in der Schule das Verständnis für Wandel und Vergänglichkeit und hilft den Kindern, Neuem offen zu begegnen, das heisst, Wörter und Sprachen als das zu nehmen, was sie sind: Werkzeuge, die den Menschen das Zusammenleben ermöglichen.

Nicht ob richtig oder falsch, sondern ob kommuniziert werden konnte, das müsste entscheidend sein und als Bildungsziel akzeptiert werden, denn das ist Sprachkompetenz und damit wird unseren Kindern der Rücken gestärkt. Anstatt ihnen ihre jeweilige muttersprachliche Mundart zu missgönnen, wird ihnen beigebracht, dass sie schon im frühen Alter fähig sind, zwei Sprachen zu benützen.

Es erübrigt sich auch, weiterhin von den lokal gefärbten Muttersprachen als Dialekte zu sprechen, es sind so oder so die Muttersprachen und als solche, haben sie respektiert zu



werden. Man weiss inzwischen auch längst, dass im Zusammenspiel der beiden Sprachen die Sprachbegabung an sich gefördert wird, aber Sprachkompetenz ist ohnehin ein Wert in sich selbst, unabhängig von der Sprache, in welcher sie angewendet wird.

Und wenn - wie das bei dem herrschenden Mangel an Lehrpersonal vorkommen kann - der Lehrer oder die Lehrerin der lokalen Alltagssprache nicht mächtig ist, wird deshalb selbstverständlich die vorhandene und nicht die aufgesetzte Sprachkompetenz angezapft. Nur so profitieren die Kinder wirklich vom Erfahrungsvorsprung der Lehrperson.

Es ist schlicht absurd und auch unwissenschaftlich, aus Deutschland stammende Kindergärtnerinnen und Grundschullehrerinnen, zum Radebrechen von ihnen unvertrauten Lokalsprachen zu verknurren! Abermals sei es wiederholt: Alle Sprachen sind gleichwertig und gelernt ist gelernt.

Ebenso absurd ist die offensichtlich vorhandene Haltung von Eltern, die in ihrer Beschränktheit meinen, ihrem Kind erwachse ein Nachteil, wenn ein Kindergärtner in Basel bündnert oder eine Grundschullehrerin im Berner Oberland Thurgauisch spricht. Solche Eltern haben nicht nur keinen Respekt vor Anderssprachigen, sie haben offensichtlich auch keine Ahnung von jener hochstehenden Sprachkultur, welche über Jahrhunderte gewachsen und gepflegt, den Schweizerischen Föderalismus überhaupt ermöglicht und zu einem guten Teil dieses Land ausmacht. Der Begriff Willensnation ist hier keine Worthülse. Während ein Franzose durchaus meinen kann und darf, eine Québécoise wegen ihres Akzentes nicht zu verstehen, gehört es zu unseren sprachlichen Errungenschaften, dass wir mit Varianten unserer Sprache umgehen können. Weil wir früh lernen und gelernt haben, auch in den Medien, das leicht Andersartige wahrzunehmen und zu respektieren, haben wir uns rein kulturell bedingt, diese keinesfalls selbstverständlichen Kompetenzen angeeignet. Natürlich, gibt es mögliche Ausnahmen, aber diejenigen, die meinen, die Standardsprache auch als Garant interkantonalen Verständigung propagandieren zu müssen, unterschätzen sich selbst.

## **Vielsprache**

*Babel ist gross, Babel ist schwierig, Babel ist schön.*

Und wenn wir gerade bei der Schule sind:

In Bundesbern wird in Politik und Verwaltung noch immer das Hohelied der Vielsprachigkeit der Schweiz gesungen, als wären wir alle vor 30 oder 40 Jahren im Staatskundeunterricht der Grundschule stecken geblieben. Laut Bundesverfassung mag die Schweiz tatsächlich ein viersprachiges Land sein, bei den Menschen aber, in den Schulen und im praktischen Leben ist es nicht viersprachig sondern unüberblickbar vielsprachig! Diese Fixiertheit auf die sogenannten Landessprachen ist nicht nur weltfremd, sondern, wie leicht zu beweisen sein wird, geradezu pathologisch verantwortungslos. Was macht es für einen Sinn, von der Sprachenvielfalt der Schweiz zu sprechen und dabei Sprachgemeinden mit Hunderttausenden von Zugehörigen mitsamt ihren sprachlichen und kulturellen Kompetenzen zu übergehen oder einfach zu ignorieren.

Auch ich liebe Räto-Romanisch, ich liebe auch die Täler, in welchen es gesprochen wird, – aber wenn diese von 30 bis 40 000 Menschen als Zweitsprache gesprochene Idiom für unser Land so wertvoll ist, wie immer wieder von Neuem beteuert wird, dann sind es alle anderen bei uns gesprochenen Sprachen auch. Denn alle Sprachen sind gleichwertig. Alle Sprachen sind Muttersprachen. Alle Sprachen sind, wie wir gesehen haben auch Fremdsprachen. Alle Sprachen haben ihren Ursprung und ihre einzigartige Geschichte. Alle Sprachen sind Ausdruck einer Kultur. Deshalb gilt es sie wahrzunehmen, zu fördern und zu pflegen, zu unserer Freude und unserer aller Nutzen. Hört man richtig hin, sind auch die uns Unverständlichsten unter ihnen wunderbare musikalische Werke und bedeuten in ihrer Vielfalt für eine Gesellschaft Reichtum und Leben und es ist in unserem Interesse, unser diesbezügliches Bewusstsein zu schärfen. Das heisst, dass jene Vielsprachigkeit, auf welche man uns im Ausland anspricht ein alter Zopf ist, dass in der Realität aber Sprachen wie Portugiesisch, Spanisch, Albanisch, Serbisch möglicherweise noch andere häufiger gesprochen werden als Rumantsch und dass ihre Sprecher und Sprecherinnen, auch wenn sie auf Grund einer komischen Einbürgerungspraxis nicht

Schweizer und Schweizerinnen sind, einen sehr wesentlichen Teil unserer Gesellschaft ausmachen.

Auch ist für diese Gesellschaft - und darauf muss sich ein zeitgemässes Schulsystem einrichten - in einer Welt, die zumindest verkehrstechnisch zusammenrückt, jede noch so exotische Sprache von unüberschätzbarer Bedeutung. Viel zu oft steht gerade die exotische Sprache, die Sprache, die nicht auf dem Lehrplan steht, in der Schule im Weg, wird von den Jugendlichen nicht gepflegt oder vernachlässigt, manchmal sogar entsorgt. Es ist gesellschaftsökonomisch betrachtet, ein absoluter Jammer, dass es noch immer Kinder gibt, die ihre Muttersprachen verlernen, also buchstäblich sausen lassen, während andere gerade diese Sprache unter jahrelanger grösster Anstrengung erlernen müssen. Den Kindern und ihren Eltern ist zu vermitteln, wie wertvoll eine Sprache ist und was ihr Beherrschen für die Zukunft des Kindes beruflich und privat bedeuten kann. Ein Jammer auch, dass in vielen Familien die Kinder sogar anstrengungslos zwei oder dreisprachig aufwachsen könnten, diese Chance aber verpassen.

Möge die Vielfalt der Sprachen, aller Sprachen, in der Schule der Zukunft ihren gebührenden Platz finden. Denn wenn die Schule ein Interesse vorgibt, den Kindern Sprachen beizubringen, dann darf sie den verhältnismässig kleineren Aufwand nicht scheuen, zu verhindern, dass Sprachen verlernt werden. Gefordert wird deshalb die Unterstützung für sogenannt bildungsferne Kinder bei der Auseinandersetzung mit ihrer persönlichen Sprachsituation. Das vorhandene Sprachkapital muss gehütet werden, denn es ist Teil der Gesamtreourcen einer Gesellschaft. Eine Gesellschaft, die ihre Vielsprachigkeit über die offiziellen Sprachen hinaus zu pflegen versteht, ist eine offene Gesellschaft, eine Gesellschaft mit Antennen und mit grossen Ohren, die in die Welt hinaus hören, verschiedenste Entwicklungen erkennen und absorbieren und sich vor Überraschungen zu schützen weiss.

Jede Sprache ist eine Brücke in die Welt.